



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart

Schweitzer, Hermann

Ravensburg, 1905

II. Kapitel. Der romanische Stil

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79886](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79886)



II. Kapitel.

Der romanische Stil.

a) Baukunst.

Die Bauthätigkeit bis zum Jahre 1000 zeigt uns eine immer größer werdende Barbarisierung der antiken Formen, und die allgemeiner werdende Verbreitung der Säulenbasilika läßt auch die Technik des Gewölbebaues immer mehr in Vergessenheit geraten. Dagegen herrscht im XI. Jahrhundert eine großartige Bauthätigkeit, die zu einem gewaltigen Aufschwunge und einer glanzvollen Blüte der Baukunst führt.

Die Größe und Pracht der Bischofsitze wetteifern mit dem Glanze der kaiserlichen Pfälzen. Man baute jetzt nicht mehr bloß zum Bedürfnis, sondern man wollte zum Ruhme des eigenen Namens und der Kirche unübertroffene Prachtbauten errichten. Es ist die Zeit des Fortschrittes vom Bedürfnisbau zum Denkmalbau.

Die Machtstellung des Reiches, die Erweiterung des Gesichtskreises durch die Römerzüge, die Beuteanteile aus den glücklichen Kriegen, und in Sachsen besonders der blühende Bergbau riefen einen Luxus hervor, dessen dauern- des Zeugnis eine glanzvolle, künstlerisch bedeutende Architektur sein sollte.

Die Hauptverdienste um die Hebung des Bauwesens hatte natürlich die Geistlichkeit, unter ihr wieder der Orden der Cluniacenser, in dessen reformatorischer Thätigkeit die Pflege der Baukunst eine Hauptrolle spielte. Die Bauern allerdings wurden durch die Bauthätigkeit der weltlichen und geistlichen Fürsten zu Fronddiensten gezwungen, die ihre Lage zu einer sehr bedrückten gestalteten, aber andererseits hatte dies auch den Vorteil, daß die Kenntnisse der Baukunst allmählich auch auf die Personen des Laienstandes übergingen.

Die schon in karolingischer Zeit entstehenden Veränderungen der antiken Basilika, wozu noch die Ausbildung der Turmanlage kommt, lassen eine Richtung erkennen, die nach neuen eigenen Idealen strebt. Ungefähr um die

Wende des ersten Jahrtausends erhält diese Richtung ihren ausgeprägten Charakter, es entsteht eine selbständige deutsche Kunst, der romanische Stil.

Selbständig entwickelt sich dieser Stil zunächst in den sächsischen Gegenden, durch die rhythmische Ausbildung des Stützenwechsels (Pfeiler mit Säule, oder zwei Säulen und ein Pfeiler) in der flachgedeckten Basilika und in der ein- oder zweifürmigen Fassade (Turmfassade).

Eine weitere Entwicklung sehen wir dann in den Rheinlanden in dem gebundenen Gewölbesystem (Kreuzgewölbe) und der reichen Türmeanlage bis zu sechs. Im Ornament werden die römischen und byzantinischen Formen zu neuen originellen Typen umgebildet.

Die Bezeichnung romanisch ist nach dem Vorgange der Sprachwissenschaft gebildet, welche die Verschmelzung lateinischer und germanischer Sprachelemente ebenso benennt.

Das allgemeine System des Stiles.

Der romanische Kirchenbau entwickelt sich aus dem altchristlichen und zwar speziell aus der Basilika. Die Aachener Palastkapelle verdankte eben doch nur dem Machtworte eines Herrschers ihre Entstehung, nicht dem Volksgefühle, sie bedeutet nur eine Erhaltung des Ueberlieferten, die Neuschöpfung und Ausgestaltung des Stiles war dem Langhausbaue vorbehalten.

Die große Zahl der Mönche, in ihrer strengen Absonderung vom Volke, verlangte auch eine besondere Ausgestaltung ihrer Kirchenplätze im Chor. Man schob daher zwischen die Apsis und das Querschiff ein Quadrat ein, wodurch der Grundriß der Kirche die Kreuzgestalt erhielt und man so von der kreuzförmigen Basilika spricht. Diese Einrichtung, vordem in karolingischer Zeit zuweilen angewandt, wird jetzt durchaus Regel. Dann stellte man den Altar in diesen neugebildeten Chorteil, der dadurch als eigenes Altarhaus erschien, was durch die Höherlegung des Chores über der Krypta noch besonders betont wurde, und wodurch er auch als Sanctissimum vom Laienraum getrennt war.

Die Krypta ist eine Unterkirche, Gruftkirche, welche sich unter dem Chore und oft auch einem Teile des Langhauses hinzieht; sie ist gewöhnlich durch zwei Reihen von Pfeilern oder Säulen in drei Schiffe geteilt, welche mit flachen Kreuzgewölben überdeckt sind. Wesentlich für die Krypta ist ihr eigener Altar und ein dazu gehöriger Altdienst. Die Eingänge in die älteren Unterkirchen sind zu beiden Seiten des Chores, bei den jüngeren vor der Mitte des Chores. Die Krypta ist ein den germanischen Ländern besonders eigener Bauteil, der zwar in der altchristlichen Baukunst schon vorkommt, aber erst in der romanischen Epoche ein ständiges Attribut jeder größeren Kirche wird, und dann im gotischen Stile wieder verschwindet.

Auch die doppelchörigen Anlagen sind schon in der karolingischen Zeit in der östlichen Reichshälfte entstanden, und wurden von dort aus fast

ausschließlich eine Eigentümlichkeit des deutsch-romanischen Stiles. Neben der Ueberfüllung der Klöster einerseits war es andererseits die wachsende Heiligenverehrung, die diese Neuerung hervorrief. Man wollte, außer dem ursprünglichen Titularheiligen der Kirche, auch noch einem andern Heiligen, dessen Leib, oder von dem man sonstige kostbare Reliquien besaß, einen Altar an ebenso bevorzugter Stelle errichten, und dazu mußte man eben der Kirche zwei Chöre geben. Dies bedingte wiederum das Verschwinden der Westfacade und die Verlegung der Haupteingänge an die Langhausseiten.

Doppelte Transsepte (d. h. Querschiffe) kommen zwar bei nur wenigen, aber desto bedeutenderen Bauten vor. Das altchristliche Prinzip des Langhausbaues wird hier durch den Gruppenbau mit zwei Schwerpunkten verdrängt. Was aber das Innere an Raumeinheit verliert, wird durch reichsten malerischen Reiz des Außenbaues ersetzt.

Dieser malerische Reiz wird besonders noch durch die reichen Turmanlagen gehoben. Die Turmbauten in organischer Verbindung mit dem Langhaus der Kirchen sind eine Neuerung des romanischen Stiles. Die beiden Seiten der westlichen Vorhalle, in deren Untergeschoß der Haupteingang, im obersten Geschoß die Glockenstube war, wurden von Rundtürmen flankiert. Oft wurde diese ganze Anlage in einen viereckigen Turm zusammengezogen. Bei Doppelchören baute man zu beiden Seiten des Westchores quadratische Türme und verlegte die Glockenstuben in diese Türme. Bei reicheren Anlagen errichtete man auch am Ostchore zwei Türme, denen man aber die runde Form beließ, da sie nur als Treppentürme zu dienen hatten; zuweilen verlegte man auch diese runden Türme an die Fronten des Querhauses. Bei solch größeren Kirchen errichtete man mit Vorliebe auch über dem Zentralquadrate des Querhauses einen stattlichen, eine Kuppel umschließenden Turm. Diese Vierungskuppeln trugen am meisten dazu bei, den großen Kathedralen des romanischen Stiles die gewaltige freie Raumwirkung zu geben, die so sehr unsere Bewunderung erregt.

Der innere Aufbau zeigt auch hier noch im wesentlichen das altchristliche Basilikasytem. Das Mittelschiff ist zwei- bis zweieinhalbmal so hoch als breit, doppelt so hoch als die Seitenschiffe, Querschiff und Chorquadrat sind ebenso hoch wie das Mittelschiff. Ueber den Seitenschiffen sind oft Galerien, sog. Emporen, die sich in Bogenstellungen (Arkaden) nach dem Mittelschiff öffnen. Bei manchen Kirchen sind diese Emporen so schmal, daß sie einen bloßen Gang darstellen, sog. Laufgang.

In der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts hat noch der reine Säulensbau den Vorzug, daneben kommt auch der Pfeilerbau vor, oft nur aus Mangel an entsprechendem Material für die Säulen (z. B. bei der Einhardsbasilika zu Steinbach); nach der Mitte des X. Jahrhunderts kommt dann der Stützenwechsel, d. h. Wechsel von Säule und Pfeiler allgemein zur Geltung. In diesem Stützenwechsel erreicht der Umschwung von dem christlich-antiken zu dem mittelalterlichen Kompositionsprinzip seine Vollendung.

Man unterscheidet zwei Arten von Deckenbildung bei der romanischen Basilika, die flache und die gewölbte Decke.

Die flachgedeckte Basilika. Die flache Holzbalkendecke war in der Frühperiode durchweg, später nur ausnahmsweise für alle Räume der Kirche, außer Krypta und Apsis, gebräuchlich. Es scheinen aber in Deutschland die vertäfelten Dachstühle häufiger als die offenen gewesen zu sein. Die Seitenschiffe wurden schon sehr frühe überwölbt, in den Rheinlanden scheint sogar diese Art der Deckenbildung nie ganz abgekommen zu sein.

Die gewölbte Basilika kommt in Deutschland zuerst im XI. Jahrhundert vor, ihre Ausbildung ist in den einzelnen Bauprovinzen eine sehr verschiedene. In einigen Landschaften wird das Tonnengewölbe und auch die Kuppel, jedoch nur vereinzelt, zur Bedeckung des Mittelschiffes angewandt. Den Hauptumschwung aber bringt das bald dann allgemein werdende Kreuzgewölbe. Die Konstruktion des Kreuzgewölbes erklärt man sich am besten als Durchdringung zweier Tonnengewölbe. An den Ecken eines Quadrates erheben sich vier Pfeiler, die untereinander durch Bogen verbunden sind. Die Bogen, welche im rechten Winkel zur Längsschiffachse laufen, heißen Quergurten, die parallel laufenden Längsgurten, auch Wand- oder Schildbogen. Von diesen Gurten steigen dann die vier massiven dreiseitigen Gewölbekappen empor. Die Diagonalen, in denen sie sich treffen, heißen „Nähte“ oder „Grate“.

Das Mittelschiff bildet so eine durch die Pfeiler bezeichnete Folge von Quadraten, von denen jedes Gewölbefeld (Joch, Travee) selbständig fungiert und die sich doch alle gegenseitig stützen. Die Seitenschiffgewölbe sind halb so groß als die im Mittelschiff, so daß je zwei Seitenschiffgewölbe auf eines im Mittelschiffe kommen. Im Seitenschiff kommt deshalb zwischen zwei Bogenpfeiler (auf denen der ganze Druck der Obermauer lastet) je ein Arkadenpfeiler, auf dem der Zwischenquergurt ruht. Später errichtete man auch über länglichen Rechtecken Gewölbe, so daß es der Arkadenpfeiler nicht mehr bedurfte, wodurch die Zahl der Seitenschiffgewölbe mit denen im Mittelschiffe gleich war. Auch die Nähte wurden jetzt durch Diagonalgurten, Rippen, ersetzt, wodurch das Füllmaterial der Kappen ein leichteres sein konnte. Dieses Schema nennt man das gebundene romanische System.

Die Einzelformen des Aufbaues.

Die Säule besteht aus drei Teilen, dem Fuße oder der Basis, dem Schaft, der aus einem Stück, monolith, oder aus mehreren Stücken, Säulentrommeln, zusammengesetzt sein kann, und dem Säulenknauf, dem Kapitäl. Die Basis ist in der Regel die attische mit einem Plinthus, d. h. auf einer quadratischen Platte (Plinthe) erheben sich zwei runde (im Profil halbkreisförmige) Wülste (Toren), die durch eine starke Einziehung (Trochilus) getrennt

sind. Im XII. Jahrhundert wird dann der Uebergang von der quadratischen Plinthe zum Torus durch ein Eckblatt (eine Erfindung der Lombardei) vermittelt; um die Mitte des XIII. Jahrhunderts verliert sich dann das Eckblatt wieder.

Der Schaft ist dick und schwer, nur als Fenster, Portal oder Ecksäule dünn und schlank, meist glatt, selten mit Längskanneluren, öfters dagegen ist er mit gewundenen Kanneluren oder mit herumgezogenem Riemenornament geschmückt.

Das Kapital ist in der früheren Zeit antikisierend, selten dem jonischen, meist dem korinthischen Kapital nachgebildet. Das eigentliche romanische Kapital zeigt die verschiedensten Formen. Die häufigst vorkommende Form ist das Würfelkapital, ein nach unten halbkugelig abgerundeter Würfel, dessen Seitenflächen unten abgerundete Schilder bilden, die zu mannigfachster Verzierung eine geeignete Fläche bieten. Dieses Kapital ist wahrscheinlich eine deutsche Erfindung. Andere Formen sind das Kelchkapital und in der späteren Zeit das Knospenkapital. Es kommen an den Kapitalen die verschiedensten und phantastischsten Verbindungen von Ornament, Tieren und menschlichen Figuren vor, ja sogar ganze figürliche Szenen sind nicht selten. Ueber dem Kapital ist eine sehr hohe Deckplatte, der Kämpferausatz, der die Last des Bogens in sinnreicher Weise auf die Säule überleitet. (Fig. 15.)

Die Pfeiler sind entweder ungegliedert quadratisch oder mit abgeschrägten Ecken, gefehlt, oder es sind gegliederte Pfeiler, die dann eine sehr reiche Gliederung erlangen können. Man legt vor die Pfeilermitte eine Halbsäule mit eigenem Kapital als Auflager der Gewölbegurten, ja man schrägt die Kanten ab und stellt dünne Säulchen hinein.

Den Pfeiler trägt eine meist attische Basis, den oberen Abschluß bilden Deckplatte und Rundstäbe, später reichere kapitalartige Ausbildungen. Die Bogen bilden Halbkreise, die zuerst einfach rechteckig im Profil, später halbrund oder an den Kanten gefehlt und mit Rundstäben versehen sind.

Die Aussenarchitektur.

Der allgemeine Eindruck ist Massenhaftigkeit und Festigkeit bei einem Streben, sich mehr in die Breite und Länge, als in die Höhe auszudehnen. Gemildert wird dieser Eindruck durch die Gliederung der Außenfläche, durch einen Sockel, von dem aus in gewissen Abständen schmale Mauerstreifen, Lisenen, emporsteigen, die am Gesims durch den Rundbogenfries, aneinander gereihete kleine Halbkreise, ein für den romanischen Stil charakteristisches Merkmal, verbunden sind. Fassade und Chorapsis zeigen mitunter eine reichere Gliederung durch Blendarkaden, oder auch hauptsächlich der Chor durch Zwerggalerieen, eine auf freistehenden kleinen Säulen ruhende Bogenreihe, wodurch unter dem Hauptgesims ein offener Umgang entsteht.

Die altchristliche Sitte, den Haupteingang stets dem Hochaltar gegenüber, also im Westen anzubringen, wurde im IX. Jahrhundert durch die

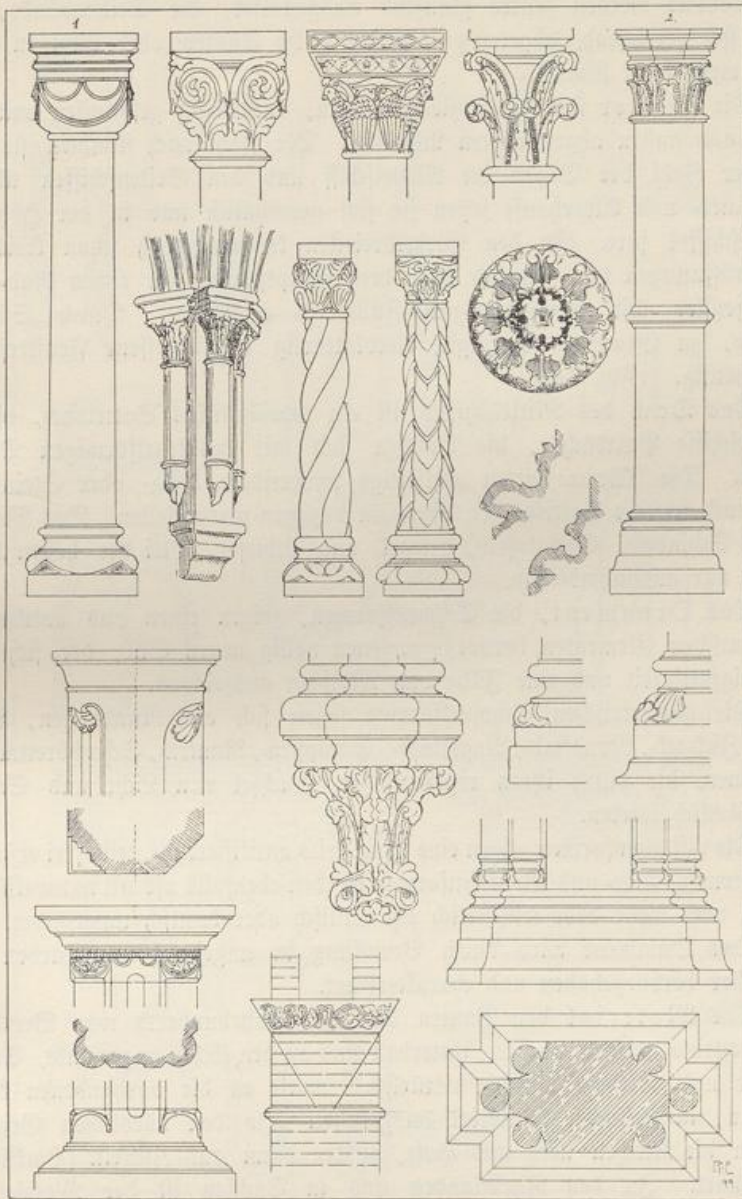


Fig. 15. Säulenformen des romanischen und Uebergangsstils.

Westapßis so umgestaltet, daß man nur zwei Nebenportale für die Seitenschiffe hatte, oder daß man die Thüren ganz auf die Langseite verlegen mußte. Bei Kirchen mit Westfront ist hier unter der Vorhalle der Haupteingang, andere Eingänge sind an den Fronten der Querschiffe.

Die Thüren sind mit Rundbogen überwölbt, doch mit geradem Sturz, so daß das Bogenfeld (Lunette, Tympanon) Raum für Skulpturen bietet. Die Portale werden später glänzend ausgestaltet, die Seitenwände, nach innen sich verengend, abgetrepppt, in die Falze Säulen oder Statuen eingestellt, meist bunt bemalt.

Die Fenster sind zuerst ziemlich klein, rundbogig geschlossen mit nach innen und außen abgeschrägten Wänden. Der Zahl nach stimmen sie meist mit der Zahl der Bogen im Mittelschiff und den Seitenschiffen überein. Im Quer- und Altarhause setzen sie sich gewöhnlich nur in der Höhe des Mittelschiffes fort. In den Giebelndreiecken kommen früh schon kreisrunde Fensteröffnungen vor, die sich über dem Hauptportale zu einem Rad- oder Rosenfenster mit speichenartigem Füllwerke ausbilden. Durch Säulchen geteilte, zu Gruppen vereinigte, kleeblattartig abgeschlossene Fensterformen sind häufig. (Fig. 16.)

Das Dach des Mittelschiffes ist ein gewöhnliches Satteldach, die der Seitenschiffe Pultdächer, die Apsiden sind mit halbkugelförmigen Dächern gedeckt. Die Türme hatten achteckige pyramidale Holz- oder Steinhelme, oder auch niedere Satteldächer, Kuppeln dagegen waren selten. Das Material waren Schindeln, Steintafeln, Ziegel und Schiefer, Blei der hohen Kosten wegen nur ausnahmsweise.

Das Ornament, die Schmuckformen, zeigen einen aus antiken und germanischen Elementen hervorgegangenen völlig neuen Stil, der sich durch Mannigfaltigkeit und eine Fülle von Motiven auszeichnet.

Die geometrischen Schmuckformen setzen sich aus Rundbogen, Band-, Tau-, Zickzack-, Rundstab-, Nagelkopf-, Schuppen-, Rauten-, Schachbrettmotiven zusammen, die durch ihren regelmäßigen Wechsel von Licht und Schatten hauptsächlich wirken.

Die Pflanzenformen zeigen eine feine, teils antikisierende, teils frei erfundene Stilisierung. Tier- und Menschenformen werden ebenfalls oft mit naturalistischer Treue, noch mehr aber willkürlich phantastisch oder komisch umgebildet.

Das Ornament wird durch Bemalung in ungebrochenen Farben noch deutlicher hervorgehoben und charakterisiert.

Das Material der Bauten des XI. Jahrhunderts war Bruchstein, Quadersteine wurden nur am Unterbau und an den Ecken angewandt, Säulen, Pfeiler und Gesimse wurden natürlich, soweit es die vorhandenen Mittel zuließen, in besserem Material ausgeführt. In den nördlichen Gegenden wurden die Kirchen noch aus Holz, später dann aus Ziegeln (Backsteinen) ausgeführt. In den Rheinlanden und in Sachsen ist der Wechsel von weißen und roten Steinen sehr beliebt.

Die Kloster- und Profanbauten schließen sich in ihrer allgemeinen Formgebung dem kirchlichen Baupsystem an.

Vollständige Klosteranlagen aus frühromanischer Zeit sind nicht erhalten, doch wurde die Art der Anlage das ganze Mittelalter hindurch wenig verändert.

Die Hauptbauten werden von vier rechteckig aufeinanderstoßenden Flügeln gebildet, die einen quadratischen Hof umschließen. Diesen Hof umgiebt wiederum

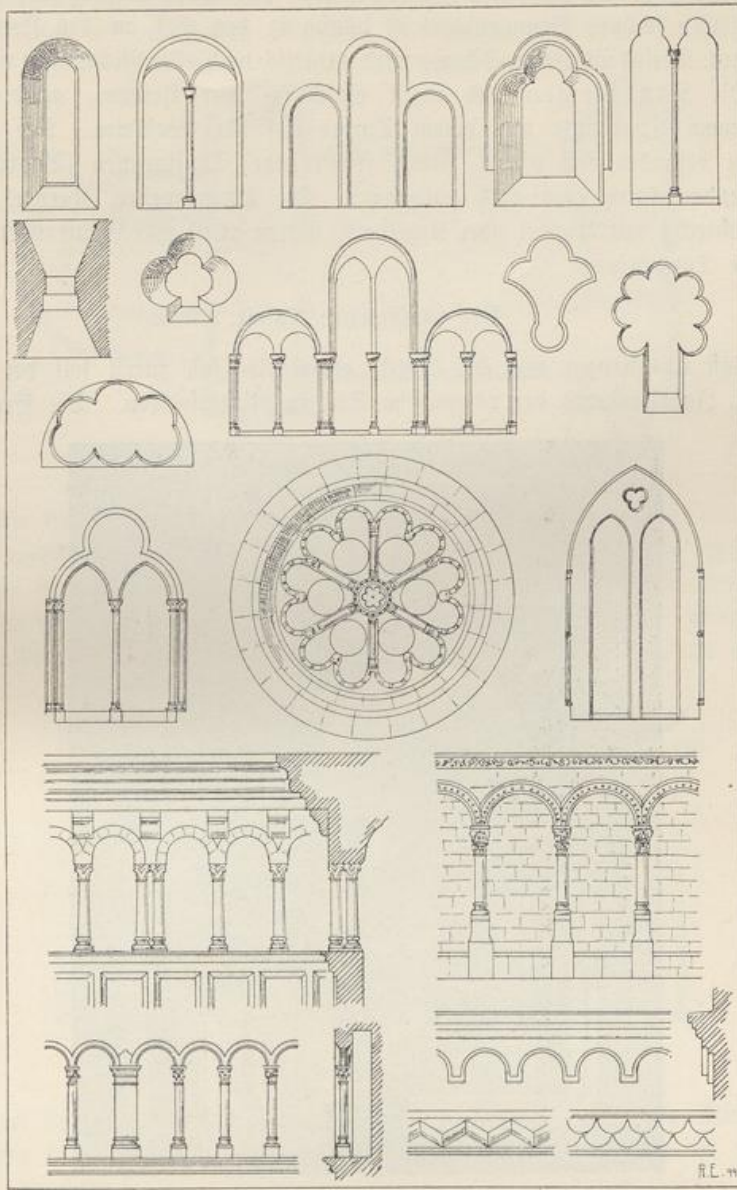


Fig. 16. Fenster und Arkadenformen des romanischen und Uebergangsstils.

ein Gang, der sich nach demselben in Arkaden öffnet, der Kreuzgang.

Die südliche Seite des Kreuzganges nahm gewöhnlich die Kirche ein, die orientiert war, d. h. von Osten nach Westen in der Längsachse gerichtet, und zwar der Chor im Osten, die Fassade im Westen. Der Kirche gegenüber

war das Refektorium (Speisesaal) mit den Wirtschaftsräumen, den westlichen Flügel bildeten die Gästewohnungen und Vorratsräume, östlich lag ein Erdgeschoß, der Kapitelsaal, im Oberstock das Dormitorium (der Schlafsaal). Ein schönes Brunnenhaus ist häufig in den Hof an den Kreuzgang angebaut. Dieses ungefähre Schema wird natürlich nach allen Richtungen variiert.

Die Landkirchen sind meist einschiffig mit kleinem, apsidial geschlossenem Chorhause und einem Turme auf der Westseite. Bei großen Kirchen befanden sich öfters kleine freistehende Taufkapellen (Baptisterien) von runder Form oder auch polygonal. Die Totenkapellen (Karner), rund oder achteckig mit Kuppel oder Kegeldach, hatten meist eine Gruft oder Keller für die Totengebeine.

Die sächsischen Lande.

Fast unabhängig von der Antike entwickelte sich zuerst seit der Mitte des X. Jahrhunderts der romanische Stil in Niedersachsen. Die Herrschaft

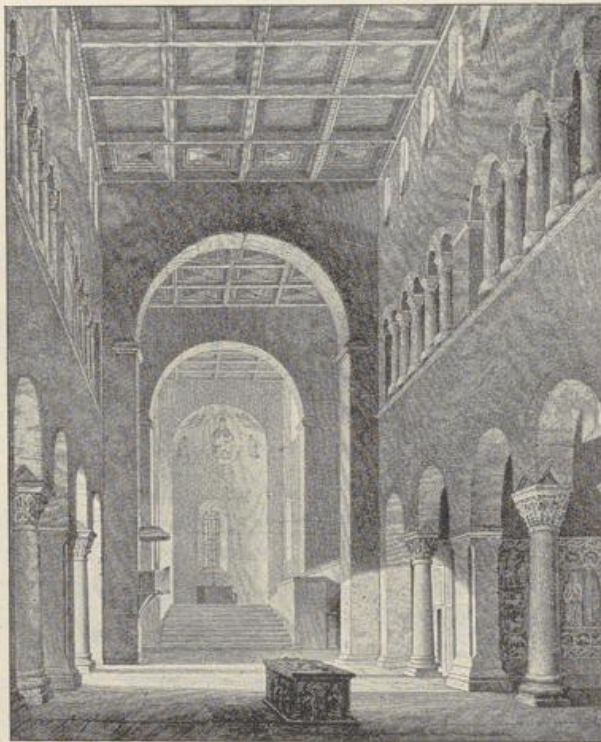


Fig. 17. Inneres der Stiftskirche zu Gernrode.

der sächsischen Kaiser, besonders der Ottonen, rief in diesen Gegenden eine großartige Bauthätigkeit hervor. Sachsens Herzöge auf dem deutschen Kaiserthron wendeten ihren Stammlanden ganz besondere Aufmerksamkeit zu, sie gründeten Städte, Abteien und Bistümer, und begaben dieselben aufs reichlichste

mit Land und Leuten. Von den Söhnen dieser geistlichen Fürsten gehen nun wieder hauptsächlich alle künstlerischen Anregungen und Förderungen aus. Der Bergbau im Harzgebirge, der rasch zu großer Blüte gelangte, warf große Mittel ab, was noch besonders der Pflege der Kunst zu gute kam.

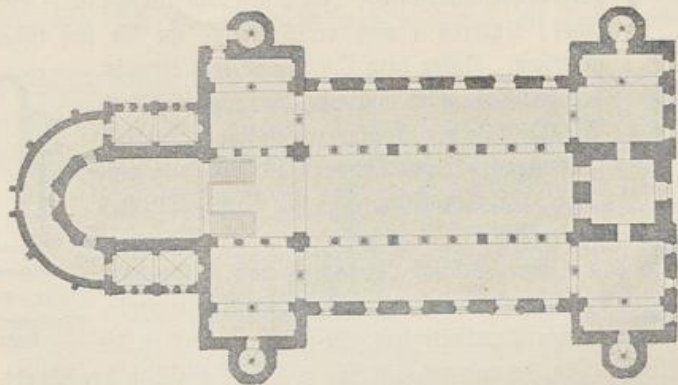


Fig. 18. St. Michael. Hildesheim. Grundriß.

Die künstlerische Ausbildung der flachgedeckten Basilika ist in der Baukunst ausschließlich bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts das Hauptziel, erst von da ab tritt die Wölbung auf und zwar zuerst in den Seitenschiffen und den Chorräumen. Es herrscht der rhythmische Wechsel von Pfeiler und Säule, die Pfeiler durch Ecksäulchen gegliedert. An der Westfacade erheben

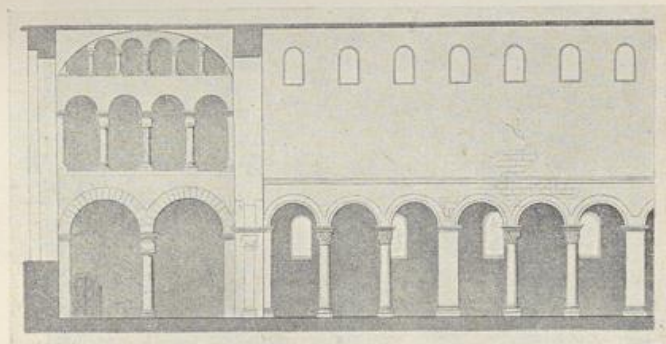


Fig. 19. Hildesheim. Michaeliskirche. Langhaus.

sich zwei starke Türme mit hohem Zwischenbau, der sich nach dem Mittelschiff in einer Empore öffnet. An der Ostseite der Querhausarme ist je eine Apsis angebaut.

Heinrich I. stiftete die Schloßkirche und die Wipertikirche zu Quedlinburg; von beiden ist nur noch die Krypta, von ersterer sogar nur ein Teil derselben erhalten. Beide Kirchen wurden im XII. Jahrhundert umgebaut.

Die älteste noch vorhandene deutsch-romanische Kirche ist die von Markgraf Gero 961 gegründete Stiftskirche zu Gernrode. (Fig. 17.)

Vieles ist zwar restauriert, aber der Grundcharakter des Ganzen ist doch erhalten. Das Langhaus öffnet sich in vier Bogen mit Stützenwechsel gegen die breiten Seitenschiffe, über denen Emporen angebracht, die wieder durch eine westliche Quergalerie verbunden sind. Im Osten und Westen ist je ein Querhaus, letzteres etwas verkümmert, an die sich Chöre anschließen. Unter dem Ostchor ist eine Krypta, der Westchor wird von zwei Türmen flankiert. Die Kapitäle der Säulen zeigen schon figürliche Bildungen. Das Äußere ist bis auf eine kleine Eisenengliederung an den Türmen schmucklos.



Fig. 20.
Grundriß St. Gode-
hard.



Fig. 21. Grundriß
Klosterkirche Hed-
dingen.

Der Bischof Bernward von Hildesheim entfaltete dann seit 993 eine großartige, mannigfaltige Bauthätigkeit. Sein Hauptwerk ist die Michaelskirche (Fig. 18 und 19) auf einem Hügel nördlich der Stadt, 1033 vollendet. Blitz und Brandschaden ließen von dem ursprünglichen Bau

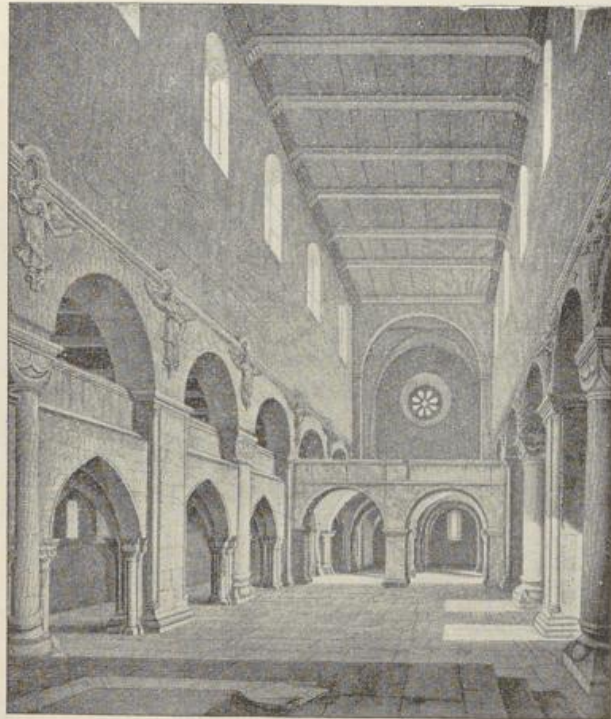


Fig. 22. Heddingen. Klosterkirche. Inneres.

wenig übrig; was heute noch steht, entstammt der Hauptsache nach dem Wiederaufbaue des Jahres 1186. Das Langhaus, drei Quadrate, zeigt den Stützenwechsel von je zwei Säulen mit einem Pfeiler. Zwei Trans-

septe von der Ausdehnung des Mittelschiffes werden an ihren Frontseiten von je einem achteitigen Turme flankiert. Der westliche größere Chorbau hat einen Umgang, während zu beiden Seiten des östlichen kleineren Chores an der Ostseite des Querschiffes zwei außen polygone Konchen vorspringen. Ueber dem Kreuzungsquadrat der beiden Transsepte erheben sich starke Vierungstürme. Die Dekoration ist reich und edel, die flache bemalte Holz-

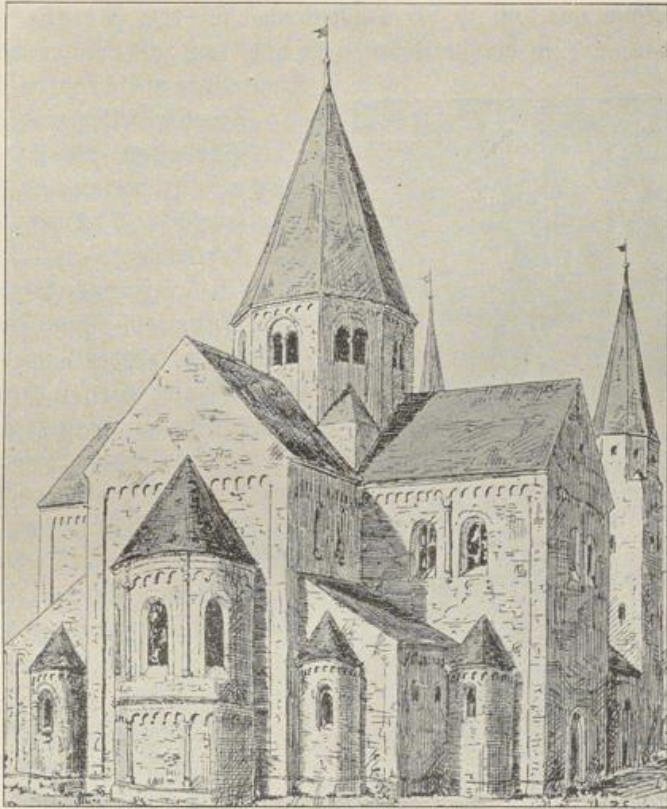


Fig. 23. Königsstutter.

decke aus dem XIII. Jahrhundert gibt dem Bauwerke noch ein ganz besonderes Interesse.

Das gleiche Schema, wie St. Michael, Stützenwechsel von je einem Pfeiler mit zwei Säulen und Doppelchor, zeigen die Klosterkirchen von Ilfenburg, Hunsenburg (gew. 1121) und in Hildesheim selbst der Dom und St. Godehard (gegr. 1133, Fig. 20), letztere Kirche aber nur mit drei Türmen und um den Ostchor ein Umgang mit drei Apsiden. Allerdings wurden diese Kirchen im Laufe der Zeit vielfach verändert, doch bleibt die Grundform trotzdem erkenntlich. Auch im XII. Jahrhundert kommt der Stützenwechsel noch bei einigen Kirchen vor, so in den Klosterkirchen zu

Heiningen, Hecklingen (Fig. 21 und 22), die als Normalanlage gelten kann, Wilhelmshausen und der Zisterzienser-Nonnenkirche zu Wiebrechtshausen.

Der Pfeilerbau schreitet von der einfachen viereckigen Stütze, wie in der Kirche zu Walbeck (gew. 1011, aber älter als St. Michael in Hildesheim), der Klosterkirche zu Marienthal, Königs-Lutter (1155 beg., Fig. 23) und dem Dome zu Bremen bis zur feinsten Durchführung mit Halbsäulenvorlagen und Ecksäulchen fort, wie in der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Erfurt (1142) und in der herrlichen, jetzt nur noch als Ruine dastehenden Klosterkirche zu Bürgelin (um 1150).

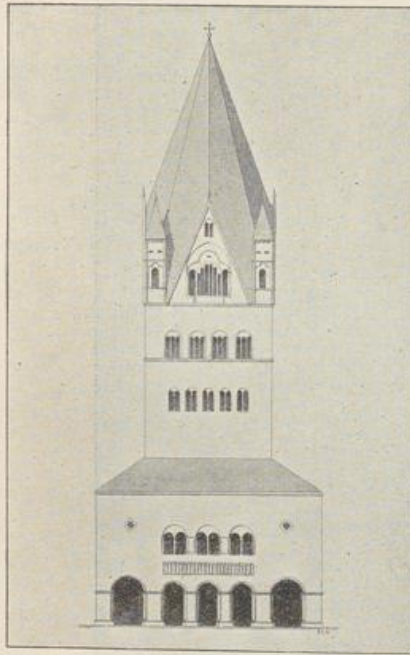


Fig. 24. Soest. St. Patroklos.

Ziemlich selten findet sich der reine Säulenbau; die St. Moritzkirche in Hildesheim ist die einzige Säulenbasilika Sachsens aus dem XI. Jahrhundert.

Die großartige Säulenbasilika Paulinzell (heute Ruine) steht direkt unter süddeutschem Einflusse, speziell unter Hirsau, ebenso die Klosterkirche zu Hamersleben.

Das gebundene romanische System kommt erst spät (um die Mitte des XII. Jahrhunderts) aus den Rheingegenden nach Sachsen. Das hervorragendste und zugleich früheste Werk ist der von Heinrich dem Löwen gestiftete Dom zu Braunschweig (1173—1227).

In Westfalen herrscht durchweg der Pfeilerbau, und bald nach dem Jahre 1000 versucht man schon

die Kunst des Wölbens, ja man macht sogar die Schiffe gleich hoch und vereinigt sie unter einem Dache, so daß gleichsam eine nur durch zwei Reihen Pfeiler geteilte Halle entsteht. Hier tritt aber zuerst in Deutschland eine, später sehr wichtig werdende, neue Form der Kirche auf: die Hallenkirche.

Das Äußere der westfälischen Kirchen ist schmucklos, massiv und derb ohne Gliederung, die wuchtig dominierende eintürmige Westfassade gibt den Bauten einen kriegerischen, burgenartigen Charakter. Ein weiteres Merkmal sind die geraden Chorabschlüsse.

Schon die Bartholomäuskapelle zu Paderborn, aus der Uebergangszeit der karolingischen zur romanischen Epoche stammend, ist ein Hallenbau mit Säulen als Stützen und zwölf kuppelartigen rechteckigen Deckenfeldern. Den oben besprochenen kriegerischen Eindruck machen besonders die Dome von

Minden, Paderborn und Soest (Fig. 24), von denen die Westfront des letztgenannten besonders originell ist. Aus einem quadraten Unterbau mit Vorhalle steigt ein gewaltiger viereckiger Turm auf, der an den Ecken, wo das schlanke Pyramidendach anfängt, kleine Ecktürmchen trägt, zwischen denen noch spitze Giebel nach jeder Seite aufsteigen. Im zweiten Geschoß des Unterbaues ist ein Saal, der als Waffenhalle benützt worden ist.

Die Rheinlande.

In dem alten Kulturgebiete der Rheinlande waren die antiken Traditionen, besonders nach der technischen Seite hin, noch nicht verklungen, dazu kamen noch Einflüsse aus Frankreich und der Lombardei. Daher ist der Charakter der Bauten weniger geschlossen und harmonisch abgerundet, als in den sächsischen Gegenden, wo wir ein Schritt um Schritt gehendes Ausreifen gewahren können. Der Gewölbebau war nie ganz vergessen, und bald nach 1100 entsteht hier die gewölbte Basilika, das gebundene System.

Das Äußere der rheinischen Bauten zeichnet sich durch großen malerischen Reiz aus, der einerseits durch die geschickte Massengruppierung und reiche Turmanlage, andererseits durch die dekorative Gliederung, bei der besonders die Zwerggalerien eine große Rolle spielen, bewirkt wird. Die frühe Anwendung der Wölbung bedingt auch die vorzugsweise Verwendung der Pfeiler als Stützen.

Flachgedeckte Säulenbasiliken sind selten, die Stiftskirche St. Georg (jetzt Pfarrkirche St. Jakob) zu Köln und die durch edle Verhältnisse und gewaltige Raummwirkung gleich ausgezeichnete Klosterkirche zu Limburg an der Haardt sind Beispiele dafür. Konrad II. stiftete 1030 die Klosterkirche, welche unter der Leitung des Cluniacenserabtes Poppo von Stablo ausgeführt wurde (voll. 1042). Heute stehen nur noch die malerischen Ruinen



Fig. 25. Speier. Dom.

der Klosterkirche. Durch eine dreischiffige gewölbte Vorhalle, an deren Seiten quadrate Haupttürme, von kleinen runden Treppentürmen flankiert, aufsteigen, gelangt man in das von zehn mächtigen Säulen getragene Mittelschiff. Der Chor ist gerade geschlossen, zwei halbrunde Apsiden legen sich an die Ostmauer des Querschiffes an. Im Querschiffe tragen hohe Pilaster Blendarkaden, welche die Fenster des Untergadens umrahmen.

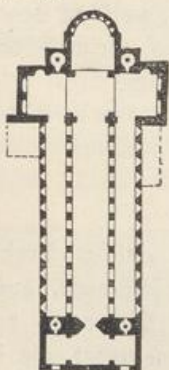


Fig. 26. Grundriss
Dom zu Speyer.

Den Pfeilersäulenbau, wahrscheinlich unter lothringischem Einflusse, sehen wir in St. Willibrord in Echternach als einziges Beispiel in diesen Gegenden vertreten.

Die ältesten erhaltenen Gewölbekirchen, und zugleich die wichtigsten überhaupt, sind die drei großen Dome zu Mainz, Speyer und Worms. Als ältesten Bau dieser Gruppe müssen wir den Dom St. Martin zu Mainz ansehen.

Schon 978 wird hier unter Erzbischof Williges ein Dom errichtet, der aber am Tage der Einweihung abbrennt; die 1036 wieder rebaute Kirche hatte 1081 das gleiche Schicksal, und jetzt wurde der Dom in seiner heutigen Gestalt errichtet. Mehrfach hindernde Schicksale — so wurde 1159 der Bau von der Bürgerschaft als Festung eingerichtet und gegen den Bischof verteidigt — lassen das Werk erst 1239 zu Ende kommen. Der Bau hat zwei Chöre, der westliche mit drei polygonen Apsiden, ein westliches Querschiff, über der Vierung und dem Ostchore Mitteltürme, und vier Seitentürme. Die Dimensionen der Kathedrale sind gewaltig; leider ist sie so eingebaut, daß ein Gesamtüberblick unmöglich ist. Der Turm über der Vierung und die Seitentürme im Westen haben barocke Turmkappen, welche der

geniale Architekt des Würzburger Schlosses, Balthasar Neumann, entworfen hat. Die polygonen westlichen Seitentürme sind, ebenso wie die Apsiden, in reichsten Uebergangsformen errichtet. Dreifach ge-

doppelte Fenster, das mittlere überhöht, kleine Arkadengalerien und schöne zierliche Ornamentformen schmücken diese Westseite. Der Ostchor dagegen ist schmucklos, die flankierenden Rundtürme sind nur durch einfache Lisenen gegliedert. Im Innern sind die Pfeiler eng gestellt, je die zweite Stütze hat eine Halbsäulenvorlage, welche den Gewölbegurt trägt. Die Pfeiler steigen als Blendfenster über die Arkaden hinauf und sind oben durch halbrunde Bogen verbunden.

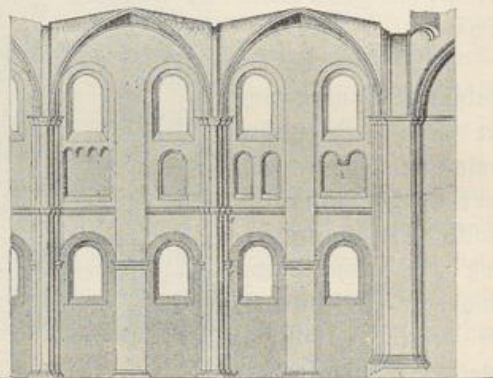


Fig. 27. System des Wormser Domes.

Den Grundstein zum schönsten und dem Flächeninhalt nach größten romanischen Dome, dem zu Speyer, soll Konrad II. im Jahre 1030 selbst gelegt haben. (Fig. 25 und 26.) Er sollte die Grabeskirche seines Hauses und zugleich ein Symbol der Majestät des Reiches selbst werden. Heinrich IV. hat ihn im wesentlichen dann vollendet. Nur ein Zufall hat dieses herrliche Werk vor der gänzlichen Zerstörung durch die Nordbrenner Ludwigs XIV. gerettet. 1820—58 wurde dann der Dom einer umfassenden, im großen Ganzen glücklichen Restauration unterzogen.

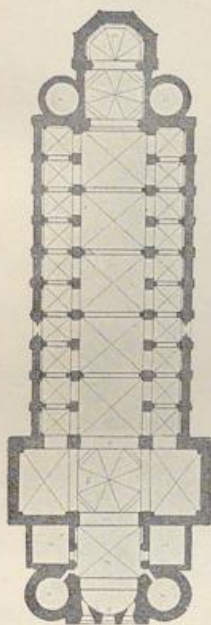


Fig. 28. Worms. Grundriß.



Fig. 29. Dom zu Worms.

Es ist ein außerordentlich großartiges und in sich abgeschlossenes Werk. Eine gewaltige Vorhalle, über welcher sich ein großer Turm erhebt, ist im Westen der Kirche vorgelegt. Drei Schiffe führen dann zu dem etwa um 15 Stufen erhöhten Querschiffe und Chor. Unter demselben ist die Krypta, wohl die größte und schönste in Deutschland. Als Konrad II. 1039 starb, wurde er schon hier beigesetzt. Ueber der Bierung erhebt sich wieder ein gewaltiger Zentralturm, und außerdem geben vier Treppentürme dem Baue ein schmuckes, malerisches Aeußere. Der Aufbau ist ebenso einfach als in Mainz die Ostteile, aber schlanker und leichter, wozu die unter dem Dache ringsum entlanglaufenden Zwerggalerien viel beitragen. Im Innern sind hier die Stützen weiter gestellt, jede hat eine Halbsäulenvorlage, die abwechselnd entweder Gewölbegurten aufnehmen, oder die die Fenster umrahmenden

Blendbogen. Die mit der großen Restauration verbundene Ausmalung des Domes mit großen Fresken beeinträchtigt leider die Raumwirkung des Innern sehr.

Der Dom zu Worms (Fig. 27—29) entfaltet den vollen Reichtum des entwickelten romanischen Stiles, zwei Bierungstürme, zwei Chöre, von runden Treppentürmen flankiert, und ein westliches Querschiff geben dem Ganzen eine malerische wirkungsvolle Silhouette. Das jetzige Werk entstammt in seinen Hauptzügen etwa der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts. Die Hauptpfeiler sind durch etwas größere Breite und Vorlagen gegen die Schiffe

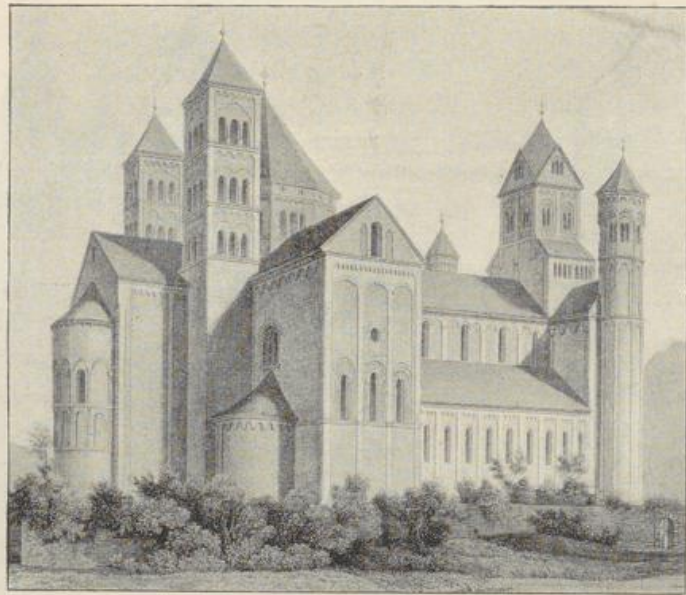


Fig. 30. Abteikirche von Maria-Laach.

von den Nebenpfeilern unterschieden. Blendarkaden umrahmen, wie in Speyer, die großen, beinahe an die Gewölbe heranreichenden Fenster. Die ganze Wandfläche aber ist reicher und rhythmischer gegliedert.

Diesen Bauten darf ihrer Schönheit nach die Abteikirche von Maria-Laach (Fig. 30 und 31) würdig an die Seite treten (gew. 1156). An einem einsamen romantischen Gebirgssee erhebt sich dieses herrliche Monument mit seinen sechs Türmen, der doppelten Choranlage und einem wundervollen Paradiese, eine Art Kreuzgang, im Westen. Besonders merkwürdig ist das Innere durch die gleiche Zahl rechteckiger Gewölbefelder in Mittel- und Seitenschiffen.

Die 1138 geweihte Doppelpapelle St. Godehard, neben dem Mainzer Dome, früher die Hauskapelle des erzbischöflichen Palastes, ist die ältesterhaltene zweigeschoßige Kapelle, eine Form, die im XII. und

XIII. Jahrhundert für Palast- und Burgkapellen fast immer angewandt wird. Hier tritt auch das Motiv der Zwerggalerie zuerst auf, doch ist sie hier noch annähernd in der Höhe des oberen Geschosses gebildet. Das Motiv stammt wahrscheinlich aus Oberitalien.

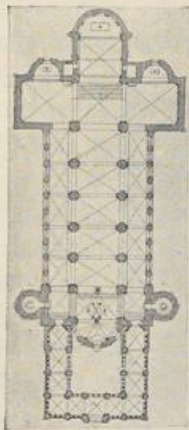


Fig. 31.
Maria-Laach. Grundriß.

Ebenfalls zweigeschossig, also Doppeltirche, Kuppelbau über griechischem Kreuz, mit einem Turm darüber und mit ausgebauten Zwerggalerien versehen, ist die in den Jahren 1149—51 von Erzbischof Arnold II. von Köln errichtete Grabeskirche zu Schwarzkirch gegenüber von Bonn. Später wurde dem Bau ein Langhaus angefügt und die Harmonie des Grundrisses dadurch gänzlich gestört.

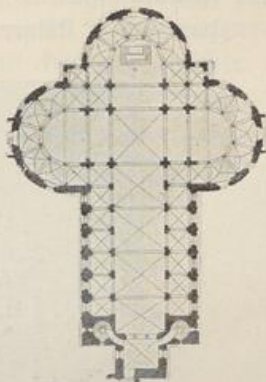


Fig. 32.
St. Maria im Kapitol. Köln.

Für die Formenbehandlung wurde dieser Bau der Kölner Baukunst in hohem Maße vorbildlich.

Eine Gruppe von Bauten in Köln zeigt einen antiken Grundrissgedanken, die Verbindung des Zentralbaues mit dem Langhausbau, durchgebildet.

Ein Vorbild hierfür fand man nicht allzufern in den damals gewiß noch weit besser als heute erhaltenen Resten des großartigen aus konstantinischer Zeit entstammenden Kaiserpalastes in Trier. Man fügte an den Chor und die Querschiffenden je eine halbrunde Apside an, so daß der Grundriß von Chor und Querschiff ungefähr Kleeblattform erhielt. Das Mittelquadrat (die Vierung) wurde mit einer Kuppel, die Apsiden mit Halbkuppeln gedeckt. Diese Ausgestaltung verleiht dem Innern dieser Bauten eine unvergleichlich großartige Raumwirkung, wie sie in Kirchen gleicher Größe, aber mit anderem Chor und Querhausschlusse nirgends erreicht worden ist.



Fig. 33. St. Maria im Kapitol.

Die aus vorfränkischer Zeit auf römischen Fundamenten errichtete, jetzt umgebaute Marienkirche (1049 gew.) zeigt diese Grundrißform. St. Maria im Kapitol (Fig. 32 und 33) wird sie genannt, weil man die Stätte, auf der sie gebaut, als das Kapitol der alten Colonia Claudia Agrippinensis

ansah. Um das Vierungsquadrat legen sich drei halbrunde, mit gewölbten Umgängen versehene Apsiden, als Fortsetzung der ebenfalls gewölbten Seitenschiffe. Das früher flachgedeckte, später gewölbte Mittelschiff schließt nach Westen ein von zwei Treppentürmchen flankierter Turmbau ab, der sich nach innen mit einer Empore öffnet.

Zwei andere Kölner Kirchen zeigen dasselbe Grundrißprinzip, aber ohne

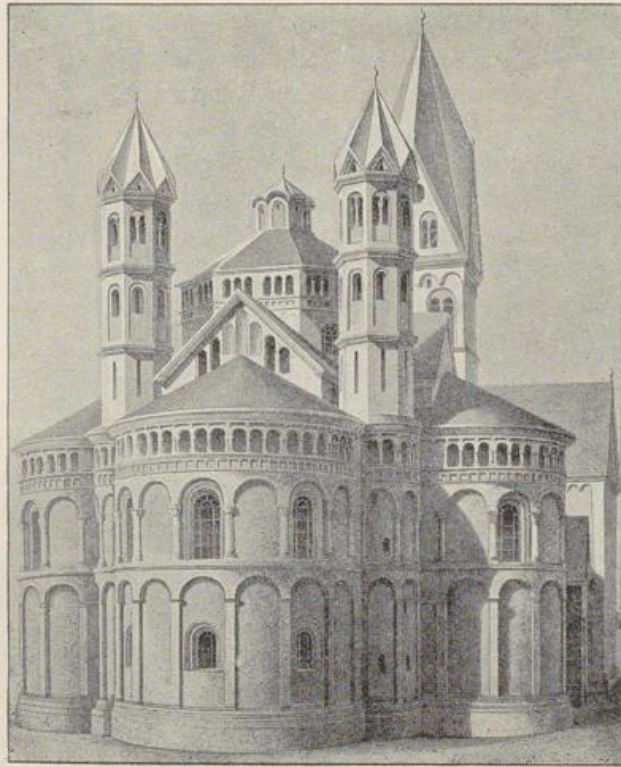


Fig. 34. St. Aposteln zu Köln.

Umgang; es sind dies die Pfarrkirche St. Aposteln (Fig. 34) und Groß St. Martin, letztere mit großem Vierungsturm; sie stammen aus der zweiten Hälfte des XII. und die Oberbauten schon aus dem XIII. Jahrhundert. Beide Kirchen zeigen eine reiche Außengliederung durch Zwerggalerien, Blendarkaden und Halbsäulenvorlagen.

Süddeutschland.

Im Elsaß entwickelt sich eine im XII. Jahrhundert besonders blühende Bauhätigkeit, von deren Monumenten allerdings die Notzeiten der letzten Jahrhunderte nicht allzuviel übrig gelassen haben.

Hier an der Grenze machen sich die französischen Einflüsse lebhaft geltend, so in der Ausbildung der Westfront mit zwei Türmen und dazwischenliegendem Langhausgiebel. In dem Grundriß nähern sie sich mehr der schwäbischen Eigenart, in der Bevorzugung flacher Chorabschlüsse und Fortführung der Seitenschiffe neben dem Altarhause, in Verbindung mit phantastischen Tier- und Menschenbildereien am ganzen Bau, nicht nur an den Gliederungen, ein echt alemannischer Zug. Die mäßig hohen, mit kurzen Pyramiden gedeckten Türme geben den Bauten etwas Gedrungenes, die gedrückten schweren Formen wirken oft sogar düster.

In Bezug auf Stützen herrscht kein festes Prinzip, man findet reine Pfeilerbauten am häufigsten, aber auch Säulenbasiliken, z. B. St. Sebastian in Neuweiler, die Kirchen in Hattstadt und Muzig, und Stützenwechsel wie in der Abteikirche zu Surburg.

Von der Benediktinerabteikirche Murbach (Fig. 35) sind nur noch die Ostteile, Querhaus und Chor erhalten, das Langhaus ist vollständig zerstört. Eigentümlich ist die ganze Anlage, der Chor ist gerade geschlossen, dreischiffig, mit je einem Joch des gebundenen Systems überdeckt. Das Querhaus hat nur die Breite und Höhe der Seitenschiffe, über den Kreuzungen von Seitenschiffen und Querschiff erhebt sich je ein Turm, zwischen denen die Vierung durch ein Satteldach abgedeckt

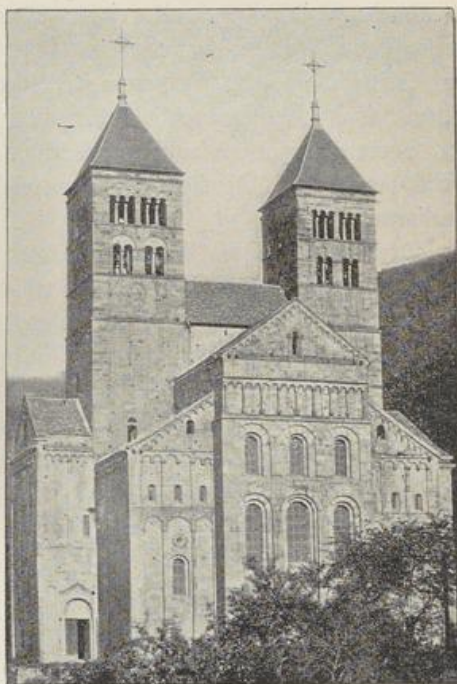


Fig. 35. Murbach.

ist. Die Vierung und der quadratische Chor zeigt bereits Rippenwölbung, ein äußerst wichtiger Fortschritt in der mittelalterlichen Architektur.

In Mauresmünster sind von der ehemaligen Klosterkirche der Benediktinerabtei nur das westliche Joch des Langhauses und die Fassade erhalten, beide aus dem XII. Jahrhundert. Ueber dem Mittelschiffjoch erhebt sich ein großer schwerer Turm, zwei kleinere mit achtseitigen Helmen über beiden Seiten der Vorhalle, welche letztere sich mit drei auf zwei Säulen ruhenden Arkadenbögen öffnet.

Die Peter- und Paulskirche in Rosheim ist ein Pfeilersäulenhau in gebundenem System, nur mit einem Vierungsturm, mit eigentümlicher turmloser Westfront, die an italienische Vorbilder denken läßt. Das Giebel-

dreieck, das auf einem von kräftigen Konsolen getragenen Hauptgesimse ruht, hat auf den Ecken akroterienartige Tier- und Menschengestalten, auf der Giebelspitze ist ein sitzender Adler angebracht.

Wie schon hervorgehoben wurde, ist die elsässische Entwicklung der südwestdeutschen verwandt, aber auch diese Bauprovinz hat keinen größeren Einfluß auf die allgemeine Entwicklung. In Schwaben ist die Säulenbasilika weit verbreitet, ebenso die flache Decke, die man sogar bei Pfeilerbauten beibehält; erst am Schluß unserer Periode wird die Wölbung eingeführt. Das Querschiff fehlt in der Regel, häufig sind die Kirchen einschiffig mit einem Turme über dem Altarhause. Bei dreischiffigen Anlagen erheben sich oft zwei Türme über den Ostenden der Seitenschiffe, auch sogar freistehende Turmanlagen haben sich erhalten. Das Äußere der Kirchen ist sehr altertümlich und einfach, nur die Portale erhalten reicheren Schmuck. Das Ornament zeigt phantastisch-barbarische Formen, kein veredelnder antiker Einfluß ist wahrzunehmen.

Drei altromanische Kirchen sind auf der Insel Reichenau im Bodensee erhalten. Es sind dies die Peter- und Paulskirche zu Unterzell, eine Säulenbasilika mit zwei Osttürmen und drei Apsiden, welche in der Mauerstärke angebracht sind, die ursprünglich einschiffige Kreuzkirche St. Georg zu Oberzell, deren alte Bemalung in den letzten Jahren wieder aufgedeckt wurde, und die eigentliche Klosterkirche zu Mittelzell. Die St. Maria und Markus geweihte Kirche ist eine doppelchörige Pfeilerbasilika mit zwei Transsepten und einem Westturm, sie ist erheblich jünger als die beiden andern Bauten und stammt aus dem Ende des XI. oder Anfang des XII. Jahrhunderts. Diesen Anlagen ist auch der älteste Teil des Domes zu Konstanz verwandt.

Unter den süddeutschen Klöstern ist das 830 gegründete Hirsau bei Calw bei weitem das bedeutendste. Als Vorort Clugnys auf deutschem Boden war es Hauptträger der von dort ausgehenden reformatorischen Bewegung.

Auf Veranlassung des Papstes Leo IX. neu begründet, wurde hier 1057—71 die alte Aureliuskirche neu aufgebaut als eine kreuzförmige Säulenbasilika ohne Krypta mit zwei Westtürmen und einer dazwischensliegenden Vorhalle mit Empore, die Seitenschiffe gewölbt. Bald genügte diese Kirche für die stetig wachsende Zahl der Mönche nicht mehr und unter Abt Wilhelm (1069—91) wurde 1083—92 eine größere kreuzförmige Basilika mit flacher Decke, den Heiligen Petrus und Paulus geweiht, errichtet. Das Kloster liegt jetzt in Ruinen da.

Bald entwickelten sich bei den Cluniacenserbauten besondere Stileigentümlichkeiten. Die Normalanlage war ungefähr folgende: an eine zweitürmige Westfacade mit Vorhalle und Empore schloß sich das Langhaus mit von Säulen getragener flacher Decke an, das durch den Ostchor, der keine Krypta

hatte, abgeschlossen wurde. Hiervon macht allerdings die Stifts-, jetzt Pfarrkirche St. Vitus in Ellwangen eine Ausnahme. (Fig. 36.) Es ist eine gewölbte Pfeilerbasilika, die älteste in Schwaben, aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts. Zu nennen wären noch die Kirchen zu Brenz und Faurndau bei Göppingen und die Stiftskirche zu Sindelfingen.

Hessen sowohl wie Franken zeigen an ihren Bauten keine besonderen

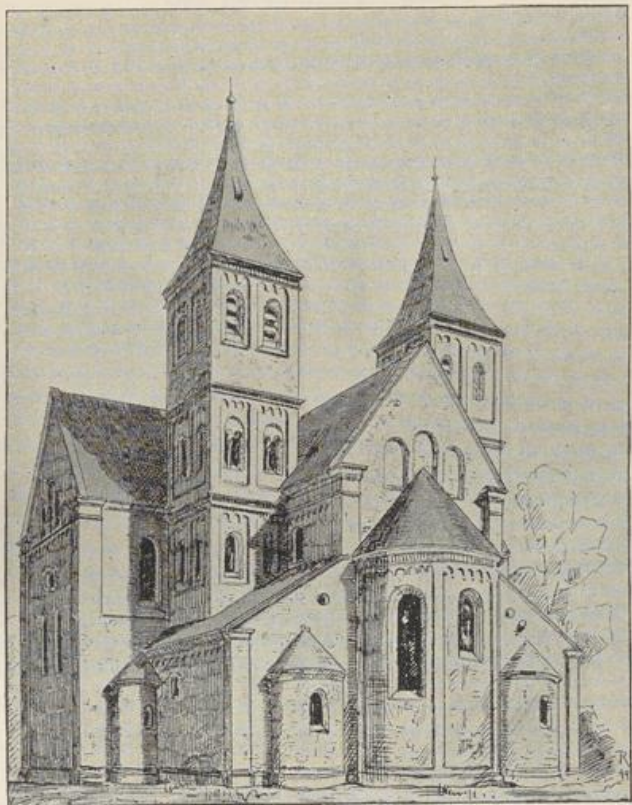


Fig. 36. St. Vitus in Ellwangen.

Eigentümlichkeiten. In Hessen ist ein großartiger Bau die 1037 begonnene Klosterkirche zu Hersfeld; sie wurde aber erst 1144 vollendet, heute liegt sie in Trümmern. Es ist eine ehemals flachgedeckte Säulenbasilika von ungewöhnlich großen Abmessungen; die Gesamtlänge beträgt 88 m, wovon 28 m allein auf den Chor kommen. Die von zwei Türmen flankierte Vorhalle hat ein Tonnengewölbe und eine Empore, das weit vorspringende Querschiff ist verhältnismäßig schmal, das Chorhaus ungewöhnlich tief.

In Franken stehen die Kirchen St. Jakob in Bamberg und die Klosterkirche in Heilsbronn, beide Säulenbasiliken, der Dom zu Würzburg mit Pfeilern und die Burkhardskirche daselbst mit Stützenwechsel unter dem Einflusse der umliegenden Gegenden.

In Bayern finden wir die Neigung zur phantastischen Ornamentik wieder sehr stark ausgeprägt. Das bekannteste Beispiel dafür ist das Nordportal an der St. Jakobskirche zu Regensburg (siehe Fig. 49). Diese Kirche ist eine flachgedeckte Säulenbasilika aus der Mitte des XII. Jahrhunderts. Ebenso sind die Pfeiler der Krypta des Domes in Freising durch Rankenwerk, menschliche und Tierfiguren phantastisch verziert.

Die österreichischen Länder.

Der deutsche Einfluß wiegt trotz der vielen Beziehungen mit Italien in Oesterreich vor. Die flachgedeckte Pfeiler- oder Säulenbasilika ist vorherrschend, spät und selten wird die Wölbung angewandt. Der süddeutsche Grundriß, das Langhaus ohne Querschiff und drei Apsiden im Osten, und die Vorliebe für prächtige Portalaus schmückung, wohl italienischer Einfluß, sind die Hauptmerkmale.

Die älteste intakte Anlage ist in dem Benediktinerkloster Nonnberg zu Salzburg erhalten und zwar ist es der mit gratigen Kreuzgewölben, die auf kurzen Halbsäulen ruhen, gedeckte Kreuzgang, der ältestbekannte überhaupt.

Den lombardischen Einfluß der Portalbildung zeigen das Westportal der Peterskirche zu Salzburg, das Südthor der Franziskanerkirche ebenda und St. Zeno in Reichenhall.

Unter sächsischem Einflusse stehen St. Peter in Bezug auf den Wechsel der Stützen, zwei Säulen mit einem Pfeiler, und die Klosterkirche in Seckau (1142—56). Die Klosterkirche St. Paul in Lavantthal dagegen ist direkt unter Hirsaus Einfluß erbaut.

Das bedeutendste Werk aber ist der Dom zu Gurk (1170—1218). Er hat eine zweitürmige Westfront mit Vorhalle und Empore, das Querschiff springt über die Langhausmauern nicht vor, drei Ostapsiden und reine Pfeilerstellung. Dazu kommen zwei besondere Prachtstücke, das Portal in der Vorhalle mit je sieben schlanken Säulen auf jeder Seite, und die berühmte hundertsäulige Krypta, die durch sechs Pfeiler in drei Schiffe geteilt wird und wobei 96 monolithische Säulchen die kleinen Kreuzgewölbe tragen.

Die böhmischen Bauten sind meist von kleinen Abmessungen und von plumper, oft roher Detailausführung. Der älteste datierbare Bau ist die Peter- und Paulskirche auf dem Bischehrad (in Prag), 1070 gegründet; im Innern der jetzt spätgotischen Kirche kann man noch Reste der alten Säulenbasilika erkennen. Verwandte Formen zeigt St. Georg auf dem Gradschin in Prag und die Prämonstratenserkirche zu Mühlhausen im Kreise Tabor. Größere Abmessungen hat die Benediktinerkirche zu Kladrau (1175), die im vorigen Jahrhundert durch Kilian Denzenhofer restauriert wurde.

Besonders häufig kommen in Böhmen und Mähren Rundbauten vor, meist sehr einfache kleine Werke, rund oder oval, mit halbkreisförmiger Koncha, der Hauptbau mit einer Kuppel, die Koncha mit einer Halbkuppel gedeckt; es sind Grabkapellen, sog. Karner, die aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen.

Das norddeutsche Tiefland.

Erst nach der Errichtung einer selbständigen Nordmark (1142) unter Albrecht dem Bären konnte die Baukunst hier festen Fuß fassen. Sie fand aber eine

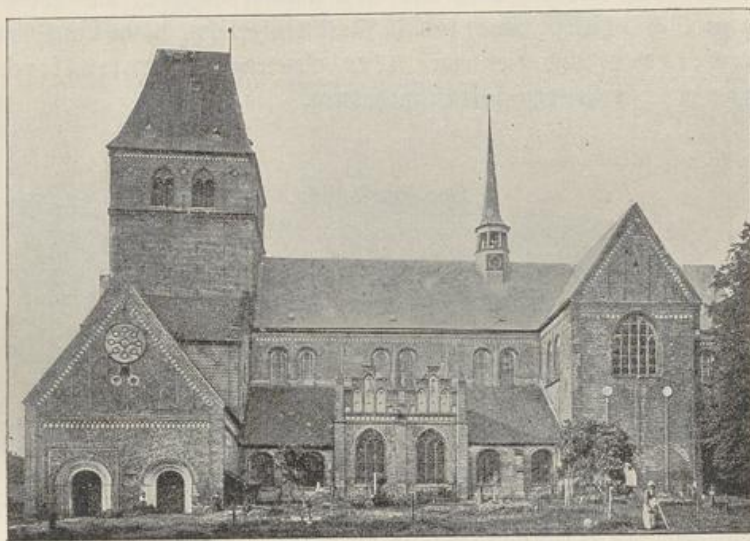


Fig. 37. Dom zu Riga.

Hauptschwierigkeit in dem Mangel an geeignetem Material, man hatte nur die Findlingsblöcke aus schwedischem Granit, ein sehr hartes und mühsam zu bearbeitendes Material, oder aber man mußte zum Ziegelbau seine Zuflucht nehmen, wenn man nicht Sandsteine aus Sachsen kommen lassen wollte, was sehr kostspielig war. Die Anwendung des Backsteines zwang natürlich zu großer Einfachheit in der Gliederung, doch ließen sich durch Uebereckstellen, Vortragen u. der Steine allerlei hübsche Muster erzielen. Wichtig ist auch die Umbildung des Würfelskapitals in die Trapezform. Der Pfeilerbau ist vorherrschend, Säulen schon des Materialmangels wegen selten. Durch all dies erhalten die Bauten einen völlig individuellen und einheitlichen, aber etwas nüchternen, ernsten Charakter.

Die kleine Nonnenkirche von Kreweje, das älteste Werk (1157—60) in dieser Art, auf einem Unterbau von Granit ruhend, zeigt schon den Versuch der Wölbung und des Stützenwechsels. Ein völliger Ziegelbau ist die

nach 1184 erbaute Kirche zu Arendsee, die ebenfalls primitive Wölbungen hat. Das gebundene System treffen wir schon bei der Klosterkirche zu Diesdorf, bedeutender ist aber der Dom zu Ratzburg (Fig. 37), 1178—1204 errichtet. Das hervorragendste Werk in technischer wie künstlerischer Beziehung in diesen Gebieten ist die Klosterkirche zu Jerichow in der Mark, die 1149 begonnen worden ist, eine doppeltürmige, kreuzförmige, flachgedeckte Säulenbasilika mit zwei apsidial geschlossenen Nebenchören. Zweitürmige Fassaden finden sich auch an Bauten zu Lübeck, Prenzlau, Stendal u.

Einer Gruppe von Zentralbauten, die zum Teil noch älter sind als die vorher erwähnten Kirchen, muß hier noch gedacht werden: die Michaelskirche zu Schleswig, um 1100 in Tuffstein erbaut, dann die Kirche zu Schammersdorf und die leider 1722 abgetragene Zentralkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg.

Der Profanbau.

Von Palästen, Häusern und Burgen ist unendlich viel weniger erhalten, als von den religiösen Zwecken dienenden Bauten. Das wenig Erhaltene ist entweder Ruine oder in moderneren Architekturen verbaut und so immer mehr dem Untergange geweiht.

Der älteste erhaltene Kaiserpalast ist die von Heinrich III. erbaute Pfalz zu Goslar (Fig. 38), aus dem XI. Jahrhundert, ein Saalbau von gewaltigen Abmessungen mit zwei Freitreppen, Vestibules und einer zweistöckigen Palastkapelle. Was heute noch an Details zu sehen, rührt von den Umbauten des XII. und XIII. Jahrhunderts her, soweit es überhaupt nicht moderne Restauration ist.

Die reichen Pfalzen zu Kaiserslautern und Hagenau wurden von den Franzosen zerstört. In Ruinen steht noch der 1170 vollendete Palast Friedrich Barbarossas zu Gelnhausen. Hier kann man an den Details leicht den durch die Kreuzzüge herbeigeführten orientalischen Einfluß erkennen, wahre Prachtstücke sind einzelne Fenster mit Doppelsäulen und das noch erhaltene Kamin des Hauptsalles. In Eger, Wimpfen a. B. und in Trifels sind ebenfalls noch Trümmer von Pfalzen Barbarossas erhalten. Die Welfenburg Heinrichs des Löwen Dankwarderode, in Braunschweig wurde neuerdings restauriert. Der schönste romanische Fürstensitz aber ist die trefflich restaurierte Wartburg bei Eisenach (1067 gegr.). Der große Palas (das Landgrafenhaus), mit seiner drei Stockwerke hohen Fassade mit der Säulengalerie im obersten Stocke und dem großen Hauptsalle, entstammt dem Ende des XII. Jahrhunderts.

Die Anlage der Burgen war immer durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit des betreffenden Ortes bestimmt und daher eine sehr verschiedene.

Steile, schwer zugängliche Höhen wählte man mit Vorliebe aus. Ein schmaler steiler Weg, der, wo es immer ging, so angelegt war, daß der Angreifer seine rechte, unbeschildete Seite der feindlichen Verteidigung bieten mußte, führte zu dem Zingel, einem von Graben, Pallisaden und starkem Balkenthore beschirmten Verteidigungsraume, durch dessen Thor man meist in einen geschlossenen Vorhof (barbicana) und von da in den Zwinger, eine durch Türme und Mauerring mit Wehrgang verteidigte Vorburg, gelangte. Vom Zwinger kam man über eine Zugbrücke und durch das feste innere Burghor, das durch Fallgatter geschlossen werden konnte, in den eigentlichen Burghof, der rings von einer hohen starken Mauer, an welche sich die Wirtschaftsgebäude und Gesindewohnungen lehnten, umschlossen war. Im Burghof stand an bevorzugtem Platze der Palas, das Wohngebäude der Herr-

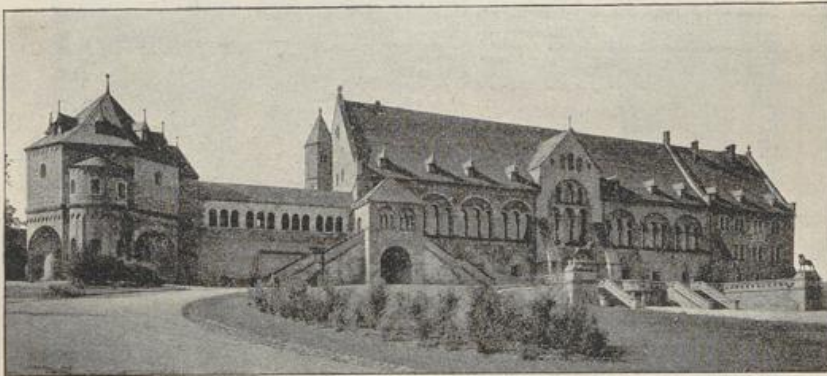


Fig. 38. Goslar. Kaiserpfalz.

schaft mit der nach Osten gerichteten Burgkapelle, und an höchster isolierter Stelle der gewaltige Wartturm, der Bergfried, die letzte Zuflucht und das Hauptverteidigungswerk der ganzen Burg, der niemals fehlte.

Der Palas und die Burgkapelle waren die für die architektonische Ausschmückung besonders in Betracht kommenden Teile. Eine Freitreppe führte zum zweiten Stocke des Palas, wo sich der Festsaal und die übrigen Repräsentationsräume befanden, die ihr Licht durch schöne, mit Säulenstellungen ausgezeichnete Fenstergruppen, die Wärme bei kalten Tagen von reich verziertem Kamine (Gelnhausen) erhielten. Bei der sonstigen Ausstattung wurden Teppiche zum Schmuck der Wände, zum Belag des Bodens und der Sitzmöbel reichlich verwendet.

Von der ziemlich großen Anzahl von Burgen, die beinahe alle nur noch in Ruinen vorhanden sind, nennen wir die Niederburg bei Rüdesheim, die Burg Reichenstein bei Goarshausen, die Kästenburg bei Hambach, Trifels in der Pfalz, die drei Burgen bei Rappoltsweiler, St. Ulrich, Giersberg und Rappoltsstein und die Burg Steinsberg bei Sinsheim in der Pfalz.

Die Burgkapellen sind so ziemlich alle nach dem gleichen Plane erbaut. Ein rechteckiger zweistöckiger Raum ist durch vier Stützen in drei Schiffe mit je drei Jochen geteilt, das zweite Joch des Mittelschiffes im unteren Raume fehlt, wodurch die Verbindung von Ober- und Untergeschoß hergestellt ist, und es der im Obergeschoß weilenden Herrschaft möglich wird,



Fig. 39. Burgkapelle zu Nürnberg.

auf den Gottesdienst am Altar des Untergeschosses achtzugeben. — Die wichtigsten erhaltenen Kapellen dieser Art sind: die Doppelkapelle zu Freiburg a. d. Aargau, die Burgkapellen zu Eger, Landsberg bei Halle, Steinfurt bei Münster und Nürnberg. (Fig. 39.) Die erzbischöfliche Palastkapelle St. Godehard in Mainz, als älteste Anlage, ist schon früher erwähnt worden.

Die Befestigung der Städte war bis in das späte Mittelalter ziemlich einfacher Natur, eine nicht allzu hohe, mit Zinnen und Schießscharten versehene Mauer umschloß die möglichst eng zusammengedrückte

Stadt. Innen an der Mauer lief ein Wehrgang entlang, zu dem die Zugänge meist in kleineren Türmen lagen. Vor der Mauer zog sich ein Graben hin, dessen Eskarpewände manchmal aufgemauert waren. Zugangsthore gab es gewöhnlich nur wenige, sie waren zumeist durch kleinere Vorwerke und Türme noch besonders geschützt und befestigt. Das spätere Mittelalter liebte es, diese Thortürme in festlicher prächtiger Weise auszustatten. In vielen Städten war ein festes Schloß oder Burg, die wie in der Burg der Bergfried, so in der Stadt das Hauptbollwerk, die Citadelle, bildete. Adelige Herren und vornehme Patrizier errichteten sich noch zu ihrem persönlichen Schutze dem Bergfried vergleichbare, feste Wohntürme, um bei Kämpfen in der Stadt selbst oder bei einer Eroberung ein festes Bollwerk als letzten Zufluchtsort zu haben. In Regensburg sind noch mehrere solche Wohntürme aus dem XII. und XIII. Jahrhundert erhalten. Die Häuser der einfachen Bürger waren fast immer leichte Fachwerkbauten, was die völlige Niederbrennung ganzer Städte, von denen die Geschichte so oft erzählt, leicht erklärlich macht. Steinbauten galten selbst in größeren Städten als etwas Besonderes, das man der ausdrücklichen Erwähnung wert hielt.

Ein künstlerisch durchgebildeter Befestigungsbau ist uns aus dem XII. Jahrhundert in dem Thore zu Kumburg bei Schwäbisch-Hall erhalten. Einzelne Privathäuser aus der romanischen Epoche sind noch in Trier, in Metz in der Trinitarierstraße, in Regensburg, Braunschweig und Gelnhausen der Zerstörung entgangen.

b) Malerei.

Frühzeit — von der Mitte des X. bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts.

In dieser Epoche sind fast nur Werke der Miniaturmalerei erhalten. Es sind kolorierte Umrißzeichnungen mit wenig Modellierung, in der Formgebung unbeholfen, aber oft von recht lebendigem, frischen Ausdrucke. Dem Stile nach stehen sie den Werken der karolingischen Epoche noch sehr nahe. Die höchste Blüte erreicht diese Miniaturmalerei etwa in den Jahren von 970 bis 1030. Die umrahmende Architektur ist schon von besonderer Schönheit und zeigt bereits die reichsten Motive der romanischen Baukunst. Auch die andern Beiwerke wie Throne, Pulte, Kissen, Teppiche sind mit größter Liebe, wenn auch perspektivisch nicht richtig, ausgeführt. Ebenso zeigen sich jetzt Blattwerk, Initialen, Gerinjel in höchster Schönheit und Vollendung. Nach karolingischer Weise sind die Farben noch sehr hell, gebrochen, von matter, oft glanzloser Oberfläche. Die häufigst gebrauchten Gewandfarben sind lichtes, kühles Grün, Blau, Violett und Rot. Für Fleischfarben wechselt ein bräunliches Rot mit einem gelblich fahlen Ton, welcher durch grünliche Schatten und scharfe weiße Lichter Rundung erhält.

Inhaltlich sind diese Miniaturen von großem Reichtume, es kommen Dedikationsbilder, die Legende der Heiligen, Darstellungen aus dem Neuen Testamente, besonders die Passion Christi, und Gleichnisse vor, es werden sogar die klassischen Dichter und Schriftsteller, so gut es eben ging, illustriert.

Auch jetzt waren Bischöfe und Äbte die eigentlichen Förderer dieser Kunst, unter Otto dem Großen und seinen Nachfolgern bis Heinrich II. erreicht die Miniaturmalerei ihre höchste Entwicklung in dieser Epoche, die Zahl der

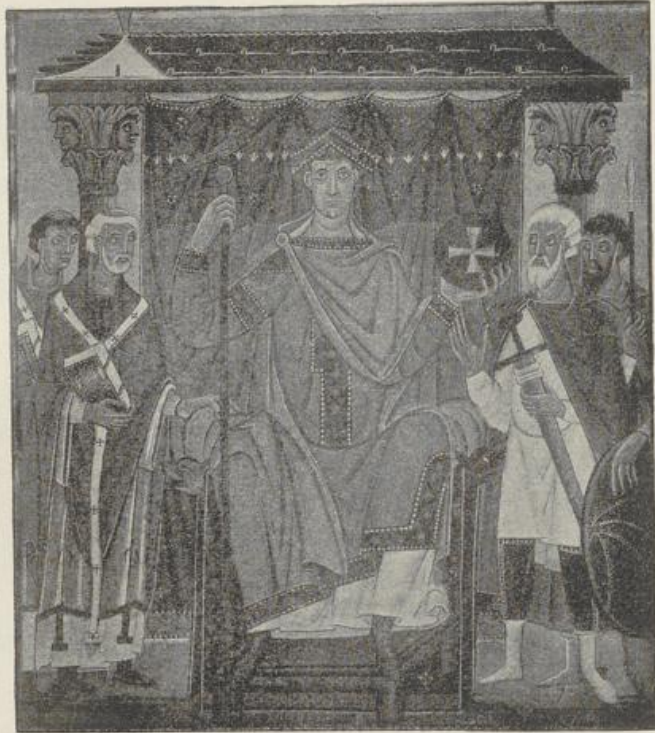


Fig. 40. Evangelarium in München.

Denkmäler ist eine sehr große, doch können wir nur das Bedeutendste nennen.

Das Evangelarium im Münsterschatze zu Aachen mit zwei Dedikationsbildern, merkwürdig wie ein Mönch Liuthar dem Kaiser Otto I. (?), der in einer Mandorla thront, ein Buch überreicht, die Figuren der Evangelisten und 21 Dedikationsbilder. Vielleicht ist der Mönch Liuthar Abt des Klosters Reichenau gewesen, woher auch der von den Mönchen Kerald und Heribert dem Erzbischof Egbert verehrte Codex in der Stadtbibliothek in Trier stammt. Der Egbert-Codex enthält eine viel größere Anzahl von Bildern (60), er wird um 980 gemalt worden sein.

Durch Otto III. und Theophanu wurde ein Evangelienbuch an das Kloster Echternach geschenkt, das künstlerisch ebenfalls sehr reich ausgestattet



Innere von St. Georg in Oberzell, Reichenau.
(Hofphotograph Wolf in Konstanz.)

(48 Bilder mit 90 Szenen), aus dem Jahre 990, jetzt im Museum zu Gotha aufbewahrt wird.

Das Evangeliarium in München (Fig. 40) mit dem großen Dedikationsbilde, das auf zwei Seiten, rechts Otto III. auf dem Throne sitzend von zwei Geistlichen und zwei Trabanten umgeben, links Roma Gallia, Germania, Sclavinia Geschenke darbringend, zeigt, ist von Heinrich II. nach Bamberg geschenkt worden.

Die Wandmalerei.

Die romanische Architektur bedurfte der Bemalung, die großen Wandflächen in den Kirchen und Kreuzgängen mußten mit Gemälden geschmückt

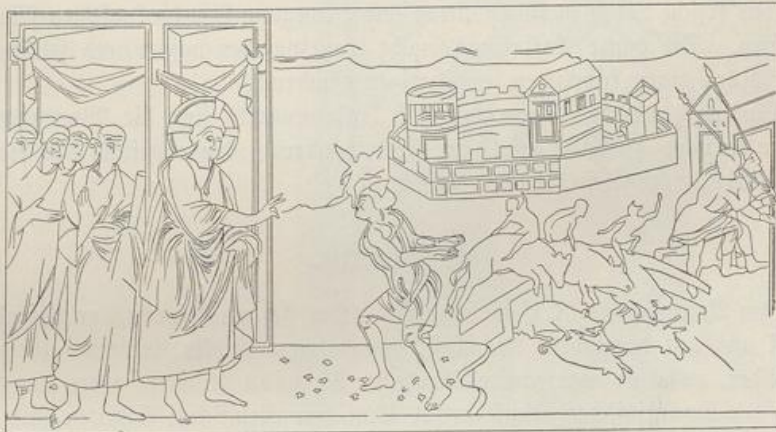


Fig. 41. Die Teufelaustreibung bei Gerasa. Reichenau. St. Georg in Oberzell.

werden, ebenso waren einzelne Bauglieder und Skulpturen auf Hervorhebung der einzelnen Teile durch Farben angewiesen. Geistliche Chroniken berichten uns häufig von solchen Malereien, ja geben uns zum Teil ausführliche Beschreibungen, doch ist nur äußerst wenig erhalten.

Ein hervorragendes Denkmal der Wandmalerei ist uns aus dem Ende des X. Jahrhunderts in den Wandgemälden der Georgskirche in Oberzell auf der Insel Reichenau bewahrt geblieben. An der Westapsis ist das jüngste Gericht in drei horizontalen Feldern dargestellt. Christus thront in der Mandorla, ihm zur Rechten steht Maria, zur Linken ein Engel mit dem Kreuze. Je zwei schwebende Engel verkünden durch Posaunenklänge die Stunden des Gerichtes. Zu Füßen Christi sitzen auf jeder Seite sechs Apostel als Beisitzer des Gerichtes. Im untersten Felde sieht man die Auferstehung der Toten. In einer Nische unter dem Weltenrichter ist Christi Opfertod gemalt, der Heiland am Kreuze, zu den Seiten Maria und Johannes. Diese Darstellung des jüngsten Gerichtes ist die älteste erhaltene dieser Art auf deutschem Boden überhaupt.

Dr. Schweißer, Geschichte der deutschen Kunst.

Das Innere der Kirche war in der reichsten Weise mit dekorativen Malereien ausgestattet, in den Bogenzwickeln sind Medaillons mit Brustbildern von Propheten und Heiligen, darüber hin läuft ein Fries mit dreifachem Mäanderband, über welchem dann in acht großen rechteckigen Feldern Wunderthaten Christi geschildert werden. Wir sehen die Auferstehung des Lazarus, die Wiederbelebung der Tochter des Jairus und des Jünglings von Naim, die Heilung des blutflüssigen Weibes, der Aussätzigen, des Wassersüchtigen und des Blindgeborenen, die Teufelsaustreibung bei Gerasa (Fig. 41) und den Sturm auf dem Meere. Der Stil der Bilder ist antikisierend, die Darstellung Christi als Weltenrichter z. B. könnte ganz gut dem Apfidenmosaik einer altchristlichen Basilika entstammen, die Figuren dagegen sind oft recht mangelhaft gebildet, während die Gewänder wieder ganz antik sind, aber das frische Leben in Komposition und Bewegung läßt die sonstigen Mängel vergessen. Die ganze Auffassung macht trotz mancher naiver und selbst burlesker Züge einen feierlichen, großartigen Eindruck.

Später, aus der Mitte des XI. Jahrhunderts sind die Wandgemälde in der Kirche zu Burgfelden (Württemberg), die ebenfalls der Schule von Reichenau zugeteilt werden müssen.

c) Plastik.

Im Anfange des X. Jahrhunderts bildet sich am Rhein eine Elfenbeinplastik aus mit deutlichem Anschluß, öfters sogar direkte Kopieen, an antike Vorbilder, während eine zweite Schule in Sachsen teilweise unter dem Einflusse der byzantinischen Kunst steht. Von den rheinischen Arbeiten sind eine Anzahl hübscher Beispiele im Museum in Darmstadt vereinigt. Reicher ist die Zahl der sächsischen Elfenbeinwerke, die zum Teil sogar noch am Orte ihrer Stiftung erhalten sind. Auch sie schließen sich an die Antike an, doch freier und selbständiger. Bei mehreren dieser Werke sind Ottonen als Stifter genannt oder selbst dargestellt. So kniet auf einer Tafel im Besitze des Marchese Trivulzi in Mailand (Fig. 42) ein Kaiser Otto mit seiner Gemahlin und Sohn zu den Füßen des feierlich thronenden Christus, an dessen Seiten der heilige Mauritius und Maria stehen. Ein Elfenbeinrelief an dem Echternacher Codex mit der Kreuzigung und Auferstehung Christi gibt auf seiner byzantinischen Goldeinfassung die Bilder und Namen „Otto Rex“ „Theophanu Imperatrix“. Es ist jedenfalls Otto III. gemeint. Auch an dem Weihfessel der Eremitage zu St. Petersburg und einem ähnlichen Gefäß im Domschatze zu Aachen ist ein Kaiser Otto genannt.

Es würde zu weit führen, alle Arbeiten aufzuzählen, die in den Museen zu Braunschweig, Berlin, Köln, München, sowie im South-Kensington-Museum in London und in einzelnen Bibliotheken und Kirchenschätzen noch in ziemlicher Zahl auch aus dem XI. und XII. Jahrhundert vorhanden sind. Diese späteren Arbeiten haben auch meist einen mehr handwerksmäßigen Charakter,

und erst gegen Ende des XIII. und dann besonders im XIV. Jahrhundert blüht die Elfenbeinschnitzerei von neuem auf.

Die monumentale Plastik beginnt in Deutschland erst im elften Jahrhundert. Wie in der Kindheit der Kunst bei allen Völkern, so ist auch hier der Erzguß die führende Technik. Aus den Werkstätten der Männer, die dem Volke das Begehrtesten schaffen, Waffen und Schmuck, geht die hohe Kunst hervor, Gold- und Waffenschmiede sind die ersten Künstler, die größere Monumente arbeiten. Begünstigt wird die Technik noch besonders durch die Erschließung des Bergbaues im Harzgebirge, der rasch zu großer Blüte gelangt.

Vor allem ist es der gelehrte, vielseitige Bischof Bernward von Hildesheim († 1023), der seinem Bischofsitze fast für ein Jahrhundert die führende Rolle in der Plastik in Sachsen gibt.

Im Jahre 1015 ließ Bernward die ehernen Thüren des Domes (Fig. 43) errichten. Auf jedem Flügel sind acht rechteckige Felder mit Reliefs angeordnet, links von oben nach unten die Schöpfungsgeschichte bis zum Morde Abels, rechts von unten aufsteigend vier Szenen aus der Kindheit Jesu, mit der Verkündigung beginnend, oben die Passion bis zur Auferstehung.

Den Reliefstil weiß der Künstler noch nicht zu treffen, er geht so weit, Figuren frei mit dem Oberkörper herauszuarbeiten, auch die Zeichnung ist noch unsicher und roh, aber ein frischer naturalistischer Zug geht durch das Ganze, der weit abliegt von der Antike.

Anders ist dies beim zweiten Werke des Bischofs, der jetzt im Querschiff des Domes aufgestellten Christus- oder Bernwardssäule. Hier war die Trajanssäule in Rom zum Vorbild genommen. 28 Darstellungen aus dem Leben Jesu, anfangend mit der Taufe im Jordan, bis zum Ein-



Fig. 42. Elfenbeintafel bei Marchese Trivulzi in Mailand.

zuge in Jerusalem, umziehen spiralförmig die Säule, welche früher noch als Abschluß ein Kapitäl mit einem Kreuze trug. Der Stil ist mäßiges Hochrelief, die Figuren sind plump und roh, Guß und Eiselerung mangelhaft. Die Künstler, die in kleinen Verhältnissen schon ganz anschaulich zu schildern wissen, werden ängstlich und befangen, sobald sie in größeren Dimensionen arbeiten sollen. So sind die den Domthürreliefs noch verwandten Stuck-

figuren über den Säulen im nördlichen Seitenschiffe der Michaelskirche viel zu lang geraten, sie sehen steif und unbeholfen aus.

Ganz andere Behandlung zeigt die Erzthüre am Dome zu Augsburg (Fig. 44), deren flache Reliefs in einzelnen Platten gegossen sind. Der Inhalt der Tafeln ist nicht bei allen aufgeklärt, Scenen aus dem Alten Testamente wechseln mit mythologischen und genrehaften Darstellungen. Die Figuren sind schon viel richtiger in ihren Proportionen und Bewegungen, der Reliefstil glücklicher getroffen als in Hildesheim; dafür fehlt aber dieser Arbeit auch der frische lebendige Zug, der die sächsischen Arbeiten so überaus anziehend macht.



Fig. 43. Eiserne Thüre am Dome zu Hildesheim.

desheimer Domthüren nahe-
stehende Arbeit treffen wir in Verona, die Bronzethüre von St. Zeno, doch ist hier die Komposition, allerdings auf Kosten der besseren Ausführung, eine reichere.

Besser als die Hildesheimer Stuckfiguren sind die vier knieenden Männer gelungen, welche den sog. Krodvaltar tragen, der jetzt in der Vorhalle des abgebrochenen Domes in Goslar aufbewahrt wird.

Die Ausschmückung der Vorhalle von St. Emiran in Regensburg wird wohl ziemlich gleichzeitig mit diesem Altare entstanden sein. Die Relieffiguren Christi und die Heiligen Dionysius und Emiran sind steif und streng gegeben. Nach dem Bildnisse des Stifters, des Abtes Reginward (1049 bis

1064), das medaillenartig in Holz geschnitten und bemalt am Schemel Christi angebracht ist, dürften diese Bildwerke um die Mitte des XI. Jahrhunderts gefertigt sein.

Der Einfluß der rheinischen Elfenbeinschnitzerei macht sich an den in Eichenholz geschnittenen Thüren von St. Maria im Kapitol geltend. Auf jedem Flügel der Doppelthüre sind drei größere und zehn kleinere Reliefs, die von reichen Bordüren umrahmt werden. Die Darstellungen beginnen



Fig. 44. Erzthüre am Dome zu Augsburg.

links oben mit Verkündigung und Heimsuchung und führen die ganze Kindheitsgeschichte Jesu vor. Rechts oben sehen wir dann den Einzug Jesu in Jerusalem, die Passion und noch einige Scenen aus der Apostelgeschichte. Da die Reliefs früher bemalt waren, mag die Wirkung eine wesentlich andere gewesen sein als heute, wo die Arbeiten unbeholfen und roh erscheinen.

Die Grabplatte des Königs Rudolf († 1080) im Dom zu Merseburg gehört noch in diese Periode des Tastens und Suchens. Der König ist in vollem Ornate dargestellt, die Krone auf dem Haupte, in den Händen Scepter und Reichsapfel. Die Figur, ziemlich ungeschickt und steif, ist in ganz flachem Relief gehalten, die Gewandfalten sind graviert, das Gesicht

ohne Ausdruck, die Augen glözend gebildet. Gerade an dieser ältesten datierbaren Bronzegrabplatte, die uns erhalten ist, sieht man, wie sehr das Können der Künstler noch hinter dem Wollen zurückbleibt.

Allmählich aber macht sich neben starkem Leben in den Figuren das Bestreben geltend, diese harmonisch-statuarisch durchzubilden. Auch hier kreuzen sich noch die Einflüsse von Byzanz in Technik und Faltengebung mit dem Ringen nach Gesetzmäßigkeit in den Gestalten. Die Architektur wirkt ebenfalls auf die Bildnerei, indem sie ihr die Gesetze der Symmetrie allmählich auferlegt. Daneben sucht schon ab und zu der gute deutsche Humor etwas zu seinem Rechte zu kommen. Auch das Material wird schon ein anderes, Steinskulpturen werden häufiger, die dann meist Bemalung erhalten, Stuck wird ebenfalls angewandt, wo dann wohl immer unter lebhaftem Farbenglanze die Dürftigkeit des Materials versteckt wird. Das mittelhohe Relief ist, den erhaltenen Denkmälern nach zu schließen, die meist angewandte Form. So beginnt ein neuer Stil sich herauszubilden.

Diese neue Richtung kommt schon an dem Taufbecken im Dome zu Merseburg zum Ausdruck. Hier sind die Paradiesesflüsse dargestellt unter der Gestalt von nackten kauernden Männern, die das runde Becken tragen. An diesem sieht man die Relieffiguren von Propheten und Aposteln, welche auf den Schultern der ersteren stehen, eine öfters wiederkehrende, leicht zu deutende symbolische Darstellung.

Reizend anziehende Arbeiten sind die Stuckreliefs an der Heiligrabkapelle zu Gernrode, von denen zwei kleine Figuren in andächtiger Stellung zwischen Säulen besonders hübsch sind. Die Form des Ganzen, ein würfelförmiger Steinkasten, erinnert an die Elfenbeinkästchen. Ebenfalls aus Stuck und bemalt sind die Relieffiguren Christi und der Apostel an der Chorschranke der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (Fig. 45). In einer Blendarkatur je unter einem Bogen ist Christus mit seinen Jüngern, Christus selbst zwar noch etwas befangen, doch würdig und andachtsvoll, dargestellt. Die Apostel, ihre Bücher vor sich haltend, sind in ziemlich lebhafter Bewegung einander zu- oder abgewandt. Nur der Faltenwurf ist noch etwas dürftig und kleinlich. Diese Arbeiten mögen um die Wende des XII. Jahrhunderts entstanden sein, etwa um die gleiche Zeit wie die stehenden Heiligen an der Chorbrüstung zu St. Michael in Hildesheim. Diese Stuckreliefs wurden nach 1186 ausgeführt, und stellen die Madonna mit dem Kinde und die stehenden Apostel dar. Die Bemalung ist teilweise erhalten. Die Reliefs lassen zwar noch deutlich die älteren Einflüsse gewahren, es sind immer noch ins Große übertragene Elfenbeinschnitzereien, ovale Köpfe, etwas klozende Augen, schwere Teller als Heiligenscheine, kurze Oberkörper und Arme, desto längere untere Extremitäten, die Draperie noch in kleineren Parallelfalten, bei starkem Betonen des Leibes, aber auch hier doch Leben und Bewegung. Die Beziehungen zwischen Mutter und Kind sind natürlich menschlich dargestellt.

An den Figuren der Domvorhalle in Goslar zeigen sich diese Einflüsse dagegen nicht mehr. Die Figuren sind unterseht, der Faltenwurf ist schwerer geworden und folgt nicht mehr so deutlich den Rundungen des Körpers, auch die Köpfe sind kurz und breit. In zwei Reihen runder geschlossener Nischen sind Maria mit drei Heiligen und ein Kaiser mit seiner Gemahlin dargestellt. Die Figuren in etwas über halber Lebensgröße sind aus Stuck.

Im Chore des Domes von Magdeburg finden sich Statuen und kleine Reliefs, die jedoch ziemlich rohe Arbeiten sind. Die Statuen haben unförmlich starke Köpfe ohne Ausdruck, sind steif in der Haltung und die Faltengebung der Gewänder ist ganz schematisch.

An einer Reihe von sieben Grabplatten für Aebtissinnen in der Stiftskirche zu Quedlinburg läßt sich die oben geschilderte Stilwand-



Fig. 45. Chorschranke der Liebfrauenkirche zu Halberstadt.

lung besonders gut verfolgen. Die Platten datieren von 1044 bis 1270. Die drei ersten Monumente, dem XI. Jahrhundert angehörend, zeigen noch den alten byzantinisierenden Elfenbeinstil. Ueberlange Gestalten mit ovalen Köpfen, die Augenlider übermäßig betont, zu kurze Oberkörper und Arme, sind in schematisch gefälte Gewänder gehüllt, die besonders Leib und Kniee stark hervortreten lassen. Ein freierer natürlicherer Zug geht durch die Gestalten der späteren Platten, die Proportionen und der Faltenwurf sind der Natur entsprechender geworden. Das Grabmal der Aebtissin Sophia (?) († 1230) erreicht sogar eine Größe und Schönheit in Faltenwurf und Bewegung, daß man es unwillkürlich mit dem Bilde der Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen, im Dome zu Braunschweig in Vergleich stellt.

Auch der Bronzeguß hatte besonders in den sächsischen Gegenden Fortschritte gemacht. Sehr gut läßt sich dies an den Bronzeplatten der beiden Erzbischöfe Giseler († 1004) (Fig. 46) und Friedrich I. († 1153) verfolgen, die jetzt an Pfeilern im Dome zu Magdeburg angebracht sind.

Die Platte Giflers muß später, als das Todesdatum schließen läßt, etwa um 1100 gemacht worden sein. Während die Köpfe bei beiden Figuren noch ziemlich leblos und typisch starr erscheinen, besonders die Ohren sind in archaischer Weise als je zwei gegeneinander sich öffnende Voluten gebildet, ist doch das Ornat Friedrichs in annähernd naturalistischer Form dargestellt.

Ein Prachtstück sächsischer Bronzetechnik aber ist der heraldisch vortrefflich aufgefaßte große Löwe, den Herzog Heinrich der Löwe vor seiner Burg Dankwarderode in Braunschweig aufstellen ließ, wo er auf hohem Postament heute noch erhalten ist.

Die Bronzethüren der Sophienkirche in Nowgorod (um 1150) und des Domes in Gnesen sind ebenfalls Proben deutscher Metalltechnik, allerdings sind sie in ihrer mehr handwerksmäßigen Komposition und Ausführung gerade nicht von hervorragender künstlerischer Bedeutung, doch zeugen sie vom Rufe der damaligen sächsischen Gießhütten.



Fig. 46. Grabplatte des
Erzbischofs Gifler (+ 1004)
im Dom zu Magdeburg.

In Westfalen ist die älteste erhaltene Skulptur, das große Relief der Kreuzabnahme aus dem Jahre 1115 an den Externsteinen (Fig. 47) bei Horn. Auch hier ist der Einfluß der byzantinischen Elfenbeintechnik in Proportionen, Anordnung und Faltengebung leicht erkennbar, doch durch die großen Verhältnisse, die klare Komposition und den Ernst der Darstellung ist das Ganze von ergreifender Wirkung.

Was sonst vorhanden, sind meist ungeschickte und plumpe Reliefs an Thürumrahmungen (Lünetten) und Taufsteinen. Solch ein Lünettenrelief ist das Brustbild Christi zwischen den Evangelistensymbolen am Nordportale des Domes in Soest. Im Dome zu Osnabrück ist ein gegossener Taufstein, der wegen dem darauf erhaltenen Meisternamen Gerhard mehr historisch interessant, als künstlerisch wichtig ist.

In den Rheinlanden ist die Plastik gegen die Architektur und Malerei sehr zurück, wie wir an den Thüren von St. Marien im Kapitol schon gesehen haben. Feiner als diese Holzsulpturen ist der Grabstein der Pleetrudis ebenda, der allerdings schon dem XII. Jahrhundert angehört.

In den Museen zu Köln und Trier sind lebensgroße Figuren Christi und von Heiligen aus dem XII. Jahrhundert, die keinen besonderen künstlerischen Wert besitzen. In Brauweiler ist an der Westseite der Krypta ein Steinrelief, das die Madonna mit dem segnenden Kinde unter einem Baldachin thronend und zu jeder Seite zwei Heilige mit Schriftbändern darstellt. Es sind lange, noch den byzantinischen Einfluß zeigende Gestalten, das Kind ist älter als gewöhnlich und ganz bekleidet, die Madonna entbehrt jedoch nicht einer gewissen ernsten Größe. In Trier am Dome sind auch einige größere Arbeiten am nördlichen Seitenschiffe, die plumpen Relief-

figuren von stehenden Aposteln (Anfang des XII. Jahrhunderts), aus gleicher Zeit im Südportal ein thronender Christus zwischen Petrus und Maria. Das bedeutendste Werk ist das Relief im Bogenfelde des Neuthores. Christus in über lebensgroßer Gestalt breitet segnend die Arme über Petrus mit den Schlüsseln und den heiligen Eucharis, der das Modell der Stadt darbringt, aus. Obgleich noch byzantinisierend, sind diese Figuren durch ihren



Fig. 47. Externstein bei Horn (Westfalen).

feierlichen Ernst und die Größe der Komposition von bedeutender Wirkung. In den Domen zu Worms und Mainz sind einige Reliefs, die aber nur von sehr geringem Werte sind, so Christus in der Mandorla, die von zwei Engeln getragen wird, am Nordportale des Mainzer Domes.

Dagegen ist in der Bartholomäuskirche zu Lüttich ein bronzenes Taufbecken (Fig. 48) erhalten, das zu den hervorragendsten Werken dieser Stilepoche überhaupt gehört. Es wurde von Lambert Patras von Dinant um das Jahr 1112 für das Kloster Orval gegossen. Das einfach cylindrische Becken ruht auf zwölf vortrefflich bewegten Stieren, die mit

halbem Leibe aus der Wandfläche hervortreten. Darüber um den Leib des Kessels laufen fünf Darstellungen, die sich auf das Sakrament der Taufe beziehen: Johannes der Täufer predigt in der Wüste, die Taufe der Zöllner und die Taufe Christi, Petrus erteilt dem Hauptmann Cornelius und Johannes Evangelista dem Philosophen Croton das Sakrament. Ohne Unterbrechung ziehen sich die Szenen um das Becken, klar und verständlich, durch wenige gut gezeichnete und modellierte Figuren dargestellt. In der Feinheit der Beobachtung und künstlerischen Auffassung steht das Werk in dieser Zeit

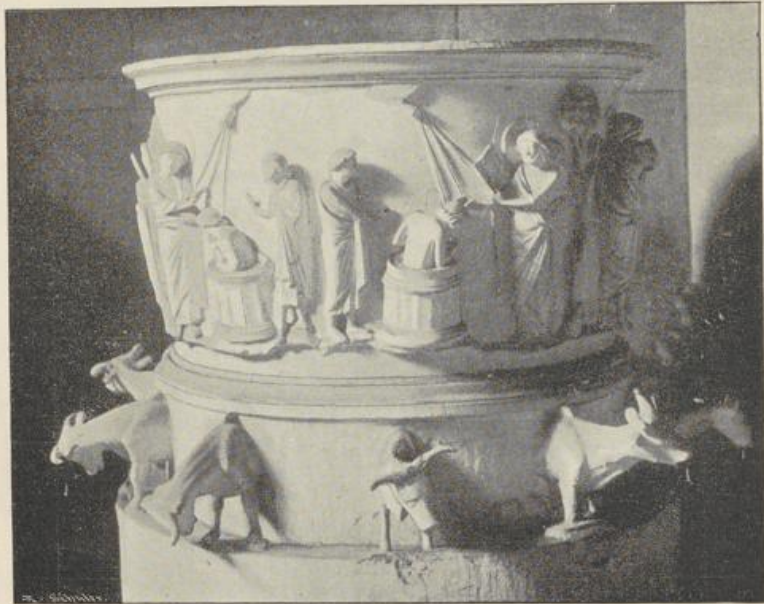


Fig. 48. Bronzenes Taufbecken in der Bartholomäuskirche zu Lüttich.

einzig und unerreicht da. Nahe kommt ihm vielleicht nur noch die sog. Madonna des Abtes Ruprecht im Museum zu Lüttich.

In Süddeutschland ist die Plastik sehr wenig entwickelt. Man merkt hier nichts von fremden Einflüssen, vielleicht nur die Löwen vor den Portalen sind aus Italien importiert. Eine wilde abenteuerliche Phantasie treibt an Taufsteinen, Portalen, Kapitälern und Säulenschäften ihr Spiel. Mischbildungen von Menschen- und Tierleibern und Pflanzen, verschiedene Kombinationen von Tierleibern sind besonders beliebt. Alles aber zeigt eine ziemlich rohe, plumpe Kunstübung.

Die Skulpturen des Portales der Schottenkirche in Regensburg (Fig. 49) sind das bedeutendste Beispiel. Das Portal bildet mit den angrenzenden Wandflächen auf hohem Sockel eine dreigeschoffige Fassade, die auf beiden Seiten von stark vorspringenden Wandpfeilern begrenzt wird. Das dreimal abgetreppte Portal mit reich ornamentierten

Säulen zeigt im Tympanon die Halbfiguren Christi und zweier Heiligen. Ueber der Archivolte, welche in die zwei gleich hohen oberen Stockwerke einschneidet, ist ein Fries, in welchem Christus und die Apostel, ebenfalls in Halbfiguren, erscheinen. Rechts und links davon ist das Geschoß in fünf Arkadennischen geteilt, während das mittlere Geschoß nur vier Nischen zeigt, bei denen statt der Säulenschäfte knieende menschliche Figuren verwendet sind. In den Feldern darunter ist auf einer Konsole in der Mitte links Maria mit dem Kinde und in der Wandfläche allerhand Fabelwesen, rechts ein

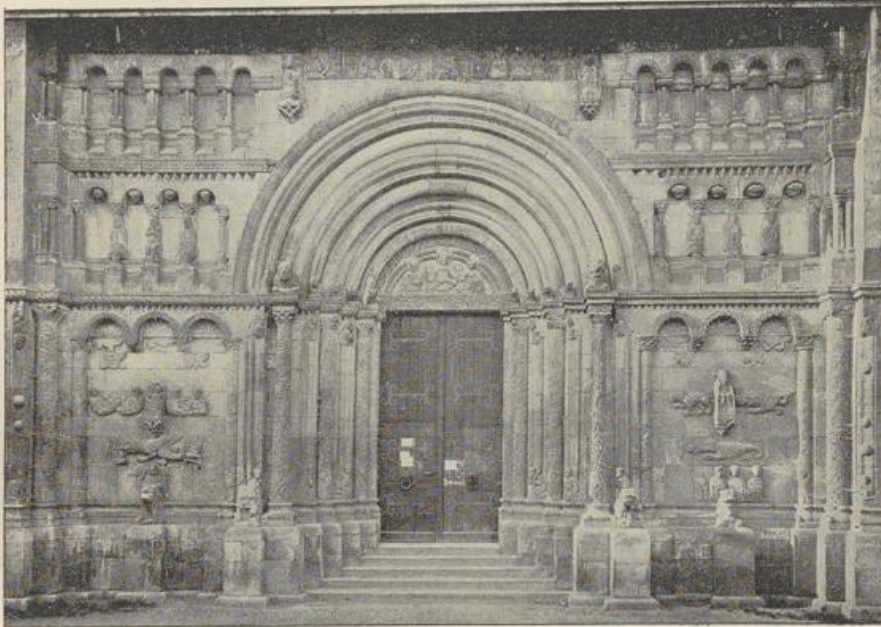


Fig. 49. Das Portal der Schottenkirche in Regensburg.

stehender Mann in gleicher Umgebung. Der Stil der Figuren ist in der Zeichnung streng, in der Ausführung aber plump und unbehilflich.

Denselben Charakter zeigen andere bayerische Skulpturen aus der gleichen Zeit. Einfacher ist das Portal der Kirche in Götting, die früher dem Jakobskloster in Regensburg zugehörte. Von ganz phantastischer Bildung sind verschiedene Skulpturen in der Krypta des Domes in Freising (Fig. 50). Vor allem eine ganz skulptierte Säule, die uns den Kampf zwischen gewappneten Männern und Drachen zeigt. Einen ähnlichen Vorgang sehen wir am Portal in Straubing und Altenstadt, wo ein Ritter einen Drachen bekämpft, der eben einen Mann verschlingt. Es sind die Erinnerungen an längst verklungene Mythen, an Sigurds Kampf gegen den goldhütenden Drachen, Wuotans und Donars Streit gegen die Midgardschlange.

Den gleichen Stil zeigen die fränkischen und schwäbischen Skulpturen, so die Reliefplatten im Kreuzgange der Neumünsterkirche in Würzburg, die Portalreliefs in Brenz und Alpirsbach. Plump und roh sind auch die elsässischen Skulpturen, von denen der Adeloehus-Sarkophag in der Thomas-



Fig. 50. Säule in der Krypta des Domes zu Freising.

kirche in Straßburg, die Portale von Altkirch, Gebweiler, Kayfersberg nur genannt sein sollen.

Den Elfenbeinstil direkt in Stein übertragen geben die vier Reliefplatten im Münster zu Basel, welche das Martyrium des heiligen Vincentius darstellen. Aus der gleichen Zeit, etwa um die Wende des XI. Jahrhunderts, sind ebenda auch die drei Doppelreliefs von Aposteln. (Fig. 51.)

Die zierlichen, aber weniger lebendigen Reliefs der Galluspforte am Basler Münster (um 1200), die Werke der Barmherzigkeit darstellend, und die Figuren der Heiligen sind unter französisch-burgundischem Einflusse entstanden.

Den bayerischen Skulpturen steht der reiche plastische Schmuck des Züricher Münsters wieder sehr nahe, was auch von dem Riesenthore



Fig. 51. Apostelrelief im Münster zu Basel.

des Stephansdomes in Wien gilt, das um die Mitte des XI. Jahrhunderts errichtet wurde.

d) Kunstgewerbe.

Unter den Ottonen wird ebenfalls die Goldschmiedekunst, besonders in deren Stammlande Sachsen, speziell in Niedersachsen durch große Aufträge gefördert. In der Sammlung des Herzogs von Cumberland sind zwei Kreuze aus Goldblech und ein Tragaltärchen, die sichere Arbeiten aus Niedersachsen sind, Stiftungen einer Gräfin Gertrudis, Gemahlin des Grafen Rudolf von Braunschweig (1038). Im Domschatze zu Limburg ist die Kapsel für die Hälfte des Stabes Petri mit deutschem Zellenerschmelz verziert, die im Jahre 980 zu Trier gefertigt wurde. Alle diese Stücke zeigen noch ziemlich ungefüge Künstlerhände. Aus der gleichen Zeit und der gleichen Kunststufe entstammen zwei Vortragskreuze im Stifte zu Essen und zwei andere, etwa ein halbes Jahrhundert jüngere, die von einer Äbtissin Theophanu, einer Enkelin Otto II., gestiftet worden sind. Alle vier Arbeiten sind zwar von deutschen Künstlern gefertigt, stehen aber sichtlich unter byzantinischem

Einflüsse. Nur noch nennen können wir das Reliquiarium des hl. Andreas (um 980) in Trier, das große Kreuz aus St. Blasien im Schwarzwalde, jetzt in St. Paul in Kärnten, das sog. Schwert des hl. Mauritius und die Kaiserkrone in den Reichskleinodien zu Wien. Geistliche und Laien werden sich wohl in die Arbeit all dieser Schätze geteilt haben, doch scheinen die Geistlichen die Lehrmeister der Laien gewesen zu sein, und besonders die Thätigkeit des hl. Bernward von Hildesheim ist von großer nachhaltender Bedeutung gewesen, wie ja auch die noch erhaltenen Goldschmiedearbeiten seiner Werkstätte beweisen, unter denen besonders das Bernwardkreuz in der Magdalenenkirche zu Hildesheim zu nennen ist.

Ein Presbyter Theophilus (vielleicht ein Mönch Namens Rugerus oder Rugerus aus dem Kloster Helmershausen an der Diemel) war es auch, der eine Art Lehrbuch für das damalige Kunsthandwerk, die *Schedula diversarum artium*, verfaßte. In diesem Kompendium nimmt gerade die Abhandlung über die Goldschmiedekunst den breitesten Raum ein, während Weberei, Töpferei und Schnitzerei gar nicht erwähnt sind.

In der Zeit des ausgebildeten romanischen Stiles, der Epoche der kirchlichen Vorherrschaft, steht auch das Kunsthandwerk beinahe ausschließlich im Dienste der Kirche und ihrer Diener. Die Goldschmiedekunst, nun unabhängig von fremden Vorbildern, steht zwar auch jetzt an erster Stelle, doch Glasmalerei und Weberei, Tischlerei und Holzschnitzerei werden ebenfalls wichtige Faktoren bei der Ausschmückung der Kirchenbauten. Der Goldschmied arbeitet nun auch mit weniger kostbarem Material, in Kupfer und Erz, statt mit Zellschmelz schmückt er seine Arbeiten mit Grubenschmelz, auch wagt er sich an große freiplastische figürliche Werke heran.

Die Schmelzkunst, das *émail champlevé*, wird in den Rheinlanden ganz besonders gepflegt, namentlich in Köln, Aachen und Trier. Die Kunst des Grubenschmelzes (*champlevé*) war früher in der Römerzeit eine sehr beliebte, dann verschwindet dieselbe in der Zeit der Karolinger und der sächsischen Kaiser, um in der Mitte des XII. Jahrhunderts von neuem und reicher denn je aufzublühen. Von dem lebhaften bunten französischen Email unterscheidet sich das deutsche durch einen dunkleren grünlichblauen Gesamtton. Die kirchlichen Geräte aller Art werden über und über mit diesem Email geschmückt, Reliquienschreine, Tragaltären, Kanzeln, Kruzifixe, Hostienbehälter, Kelche, Patenen, Leuchter, Weihessel zeigen diesen Schmuck. Besonders die Reliquienschreine, in der Form von ein- oder dreischiffigen Basiliken mit einem Satteldache überdeckt, die Seitenflächen durch Bogen- nischen mit Statuetten, Reliefs und Email reich geschmückt, zu denen noch eine große Zahl von Edelsteinen und Gemmen kommen, machen einen großartigen und imposanten Eindruck. In den Domschätzen zu Aachen, Siegburg, Xanten, Deutz und Köln befinden sich solche Schreine, von denen der Aachener Reliquienschrein Karls des Großen der ältere, dagegen der Schrein der heiligen Jungfrau ebendasselbst (begonnen nach 1220)

(Fig. 52) der prachtvollste und reichste ist. Beinahe anderthalbtausend Edelsteine und antike Gemmen schmücken den Schrein der heiligen drei Könige im Dome zu Köln. Im zweiten Viertel des XIII. Jahrhunderts wurde dieses großartige Werk deutscher Goldschmiedekunst vollendet.

An den kleineren Geräten wie Wassergefäße, Kannen, Becken, Rauchfässer, kleinere Leuchter (Fig. 53), auch Buchbeschläge, die meist in Kupfer, Bronze oder Messing gegossen werden, wird zum Teil auch Email verwendet, mit großer Vorliebe aber schmückt man sie mit plastischen Gebilden, phantastischen figürlichen Darstellungen aus dem Gebiete der Fabel. Die Aquamanile, Kannen, aus denen Wasser auf die Hände des Priesters beim Dienste am Altare gegossen wird, werden in Gestalt von Löwen, Hunden, Einhörnern, Kentaurern,

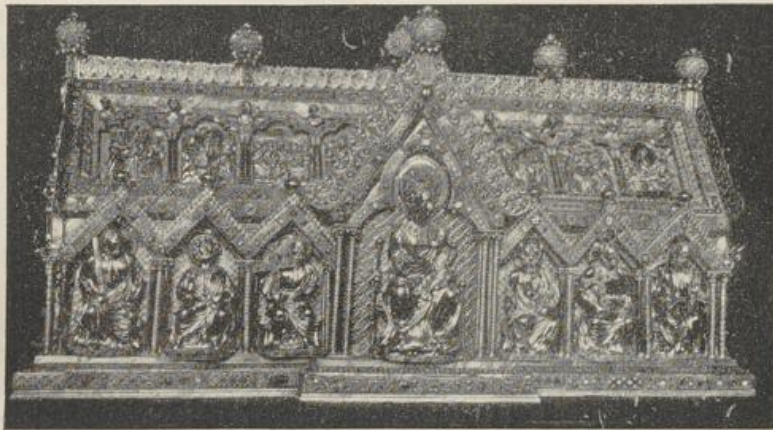


Fig. 52. Schrein der heiligen Jungfrau in Aachen.

Pferden und allerhand anderen Tieren gebildet, an den Leuchterfüßen sieht man Kämpfe zwischen gerüsteten Männern und Drachen, Schlangen und anderem Gewürme. Besonders berühmt ist ein Kandelaber im Dom zu Prag, eine Arbeit des XII. Jahrhunderts.

Drei große Kronleuchter sind ebenfalls noch erhalten im Dom zu Hildesheim, in der Kirche zu Romburg bei Schwäbisch-Hall und im Dome zu Aachen, kleinere in Speyer und Halberstadt. Die gewaltigen Lichterkronen sollen das himmlische Jerusalem darstellen. Ein Reif von bedeutendem Umfange ist mit kleinen Türmchen besetzt, in denen Statuetten von Heiligen standen. Am Aachener Kronleuchter, den Kaiser Friedrich Barbarossa durch einen Frater Wibertus (um 1165) machen ließ, sind die Bodenflächen der 16 Türmchen besonders merkwürdig, da sie gravierte Darstellungen aus dem Leben Christi und die Bergpredigt zeigen.

Große siebenarmige Leuchter oder Kandelaber, ein besonders schöner im Dome zu Essen, sind uns gleichfalls noch erhalten, wie auch eine stattliche Anzahl Glocken, aus dieser und der folgenden Stilepoche, die mit Ornamenten,

Wappen, Reliefdarstellungen von Szenen aus der biblischen Geschichte, Schriftbändern verziert werden, und deren Guß jetzt sehr vervollkommen wird, und auf denen uns teilweise die Meisternamen erhalten sind, die auch auf einzelnen Taufbecken wiederkehren. — Das Eisen fand seine kunstvollste Verwendung in den Beschlägen der Thüren, wo es in reichen Rankenwindungen den Thüren Schutz und Schmuck zugleich war.

Von Möbeln ist uns aus der romanischen Zeit nur ganz wenig erhalten. Unsere Kenntnis derselben müssen wir aus den Miniaturen schöpfen, die uns Throne, Sessel, Bänke, Tische, Les- und Schreibpulte, Betten, alles aus einfachen Brettern und Pfosten aufgebaut und bunt bemalt, jedoch fast



Fig. 53. Romanischer Leuchter.
Löwenreiter.

ohne jede Profilierung zeigen. An den Kirchengeräten aber, so an dem erhaltenen Chorgestühl der Kirche zu Xanten sind einfach die Formen der Steinarchitektur in Holz übertragen. Ein anderes älteres Beispiel ist der Faltstuhl der Abtissin Gertraud II. (1238—52) vom Stifte Nonnberg bei Salzburg. Die Füße des Stuhles sind Löwentäzen aus Bronze, die Knäufe in Elfenbein geschnitzte Löwenköpfe. Kleine Elfenbeinreliefs und kleine Gemälde schmücken die Kreuzstäbe.

Auf den Miniaturen sehen wir zur Bekleidung der Möbel immer gestickte Kissen, Teppiche und Vorhänge aus schweren kostbaren Stoffen. Die Seiden- und Samtstoffe, die golddurchwirkten Brokatgewebe sind bis in das spätere Mittelalter ausschließlicher Import, dagegen scheint die Weberei schon frühe eine gewisse

Vollkommenheit erreicht zu haben. Sehr groß muß der Bedarf an Teppichen, an Webereien und Stickereien gewesen sein, nicht nur für den kirchlichen Gebrauch, sondern ganz besonders auch für die Paläste, Burgen und Schlösser, da sie allein die Gemächer angenehm und wohnlich machen konnten. Doch ist nur ganz wenig erhalten. Im Domschatz zu Halberstadt sind Wandbehänge aus dem XI. Jahrhundert erhalten, auf denen Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente eingewirkt sind.

Auch an Stickereien ist wenig genug erhalten. Diese uralte Kunst wurde mit Vorliebe außer in den Frauenklöstern auch von adeligen Damen gepflegt. Die angelsächsischen Damen waren hierin besonders berühmt, so daß diese Kunst geradezu die anglikanische genannt wurde. Das berühmteste Monument stammt auch aus England, der mehr als hundert Fuß lange und einige Fuß breite Leinwandteppich in der Kirche zu Bayeux in der Normandie, auf welchem in braunen und blauen Konturen die Geschichte Harolds und die Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm dargestellt ist.

Die Stickerei wurde auch in hervorragendem Maße zum Kirchenschmuck und zur Verzierung der Priestergewänder herangezogen. Hiervon sind noch einige wertvolle Beispiele vorhanden. In Ofen ist der ungarische Krönungsmantel, eine Arbeit der Königin Gisela, der Gemahlin König Stephans und Schwester Kaiser Heinrichs II., aus dem Jahre 1031 erhalten. Es war ursprünglich eine weite geschlossene Casula in Goldstickerei auf dunkelvioletter Purpurseide, Christus in der Mitte und drei Reihen von Aposteln, Propheten und Heiligen. Eine ähnliche Arbeit im Domschatz zu Bamberg ist der Mantel Heinrichs II. Andere Gewänder werden noch in München und in einzelnen österreichischen Klöstern, so in St. Paul in Kärnten, und der Ornat aus dem Nonnenstift von Göß in Steiermark noch jetzt im Schatz der Kirche daselbst aufbewahrt.

Ob in Deutschland oder Frankreich zuerst Glasgemälde als Kirchenschmuck angewendet worden sind, ist unentschieden. Die erste Werkstätte (um das Jahr 1000) für Glasmalerei in Deutschland, von der wir hören, ist in dem Kloster Tegernsee, dessen Zöglinge bei einem Grafen Arnold die Kunst erlernt hatten. Auch in Hildesheim muß schon sehr frühe eine solche Werkstätte bestanden haben. Im ältesten Teile des Domes zu Augsburg im Obergaden des Mittelschiffes sind fünf ziemlich schmale Glasfenster mit den stehenden Einzelfiguren von Jonas, Daniel, Osea, David und Moses. Dies sind die ältesten Glasgemälde überhaupt, die existieren, sie sind um das Jahr 1000, wahrscheinlich in Tegernsee gemacht worden. In den Farben ist Rot und Grün am meisten angewandt, dann folgt Gelb, Blau ist unbedeutend, im Gegensatz zu den späteren Glasgemälden, bei denen das tiefe Blau den Grundton abgibt. Dem Alter nach folgen die Glasgemälde des österreichischen Cistercienserklosters Heiligenkreuz, aus der Mitte des XII. Jahrhunderts. Diese Fenster zeigen nur ornamentale Verzierungen auf ungefärbtes Glas mit Schwarzlot und Braun aufgemalt. Was sonst noch an Glasgemälden vorhanden ist, gehört dem Ende dieser Epoche oder schon der folgenden an.